

Institut für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien  
an der Universität Bremen (FB 10)

## **Shoah, Nationalsozialismus und deutsches Leid**

Zur Transformation des Erlebten  
in Autobiografie und Roman,  
in Fotografie und Geschichtsschreibung

Heinz-Peter Preußner

September 2004

Materialien und Ergebnisse  
aus Forschungsprojekten des Instituts

Heft 16



Institut für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien  
an der Universität Bremen (FB 10)

– Sprecher Prof. Dr. Wolfgang Emmerich –  
– stv. Sprecher Prof. Dr. Heinz-Peter Preußner –

## **Shoah, Nationalsozialismus und deutsches Leid**

Zur Transformation des Erlebten  
in Autobiografie und Roman,  
in Fotografie und Geschichtsschreibung

Heinz-Peter Preußner

September 2004

Materialien und Ergebnisse  
aus Forschungsprojekten des Instituts

Heft 16



## Abstract

Wie wird Erlebtes in fixierte Erinnerung verwandelt, und welchen Einfluss haben die verwendeten Medien, wie Fotografie, Erzählung und Geschichtsschreibung, auf den Vermittlungsprozess? Diese Fragestellung verbindet die drei vorliegenden Aufsätze von Heinz-Peter Preußner.

Der erste Beitrag *Reden nach Auschwitz. Wer spricht, wer darf sprechen?* setzt sich mit der Frage auseinander, ob gegenwärtig eine mediale Überflutung mit deutscher Geschichte von 1933–1945 stattfindet, und ob diese Hypervisibilität nicht mehr verberge als sie offen lege? Diesen Gedanken verbindet der Autor mit einer weiteren Frage: Wer darf sich dazu äußern? Anhand eines Briefwechsels mit dem Publizisten Henryk M. Broder führt der Verfasser vor, was ‚sprechen‘ zur Folge haben kann.

Der zweite Aufsatz *Erinnerung, Fiktion und Geschichte. Über die Transformation des Erlebten ins kulturelle Gedächtnis. Walser – Wilkomirski – Grass* fragt, wie Erinnerung, teils mit autobiografischem Hintergrund, in Texte überführt wird. Der Verfasser stellt Martin Walsers *Ein springender Brunnen* (1998), eine Kindheitserinnerung im nationalsozialistischen Deutschland mit autobiografischen Zügen, neben Günter Grass' *Im Krebsgang* (2002), eine fiktionale Erzählung, die in den historischen Untergang der *Wilhelm Gustloff* eingebettet ist. Zwischen Fiktion mit autobiografischem Einschlag und Fiktion vor einem historischen Hintergrund liegt Benjamin Wilkomirskis gefälschte, rein erfundene Autobiografie *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948* (1995). Seine von ihm selbst erzählte Lebensgeschichte als Inhaftierter eines Konzentrationslagers verwendet alle öffentlich bekannten Erinnerungsbilder einer Haft, ohne dass er sie selbst erlebt hätte.

Der dritte Aufsatz *Betrachten und Vorstellen. Inszenierte Unmittelbarkeit des Bombenkrieges in Fotografie, Roman und Geschichtsschreibung* rückt neben der fiktionalen Literatur vor allem die Fotografie als Medium der Erinnerung in den Blick. Wie werden Schockerlebnisse des Krieges in den Medien Literatur und Fotografie verarbeitet? Fotografie generell reißt den Augenblick aus dem Fluss der Zeit heraus und schafft so ein *Memento mori*. Die Kriegsfotografie transportiert den Schock, indem sie die mediale Disposition der Fotografie verdoppelt. Von da weitet sich die Frage, ob der inszenierte Schock, als eine intendierte unmittelbare Rezeption, überhaupt ein geeignetes Mittel ist, traumatische Erlebnisse zu vermitteln. Wäre nicht gerade eine Verschränkung von Affekt und Ratio, wie Alexander Kluge sie in seinem Text *Angriff auf Halberstadt* (1977) versucht, geeigneter, den nicht beschreibbaren Schrecken zu fassen? Kluges offensichtliche narrative Konstruktion erscheint jedenfalls genauer als die – nur vorgebliche – Unmittelbarkeit etwa bei Ledig oder Jörg Friedrich.



# Inhalt

## Reden nach Auschwitz

Wer spricht, wer darf sprechen? .....	9
I.    Hyperinformation, Hypervisibilität .....	9
II.   Wer darf sprechen? .....	16

## Erinnerung, Fiktion und Geschichte

### Über die Transformation des Erlebten ins kulturelle Gedächtnis

Walser – Wilkomirski – Grass .....	21
I.    Geschichten und Geschichte .....	22
II.   Die Banalität des Guten .....	25
III.  Fake statt Fiktion .....	30
IV.  Geschichtsfiktion .....	35

## Betrachten und Vorstellen

### Inszenierte Unmittelbarkeit des Bombenkrieges in Fotografie,

Roman und Geschichtsschreibung .....	39
I.    Schock, Tod und Ekel: Medium Fotografie .....	39
II.   Abbilder der Wirklichkeit: Index und Digitalisierung .....	41
III.  Inszenierung der Betrachtung: <i>Brandstätten</i> .....	42
IV.  Vom leidenden Ich zur Volksseele: <i>Der Brand</i> .....	45
V.    Von den Rändern des Vorstellungsvermögens: <i>Der Untergang</i> .....	46
VI.  Simultanität der Sensationen: <i>Vergeltung</i> .....	47
VII.  Logik der Gefühle: <i>Der Luftangriff auf Halberstadt</i> .....	49



# Reden nach Auschwitz

## Wer spricht, wer darf sprechen?<sup>1</sup>

### I. Hyperinformation, Hypervisibilität

Jean Baudrillard beschreibt die Systeme der westlich-industrialisierten Welt der Gegenwart nach dem Modell der Hypertrophie: Alles ist Wucherung, Übersättigung, Verfettung. Alles bringt sich zu seinem Abschluss durch ein Mehr, nicht durch Kritik. Die Utopien verschwinden, weil sie realisiert werden. Damit brechen Teleologie und geschichtsphilosophische Reflexion zusammen. Aufklärung müsste – wollte man sie noch retten – in den Streuungen dieser hypertrophen Realität operieren. Baudrillard hingegen sieht uns an der Überfettung unserer Kommunikationssysteme verenden. Claude Lévi-Strauss hat sich dieser kulturpessimistischen These seines Landsmannes angeschlossen und darin „die größte Gefahr“ gesehen, „die uns bedroht.“<sup>2</sup> Mit seinem Buch *Die fatalen Strategien* schreibt Jean Baudrillard eine sarkastische, postmoderne Ankunfts-literatur der achtziger Jahre – im Gestus des heroischen Nihilismus:

Wir nehmen nicht mehr am Drama der Entfremdung, sondern an der Ekstase der Kommunikation teil. [...] Unser Schicksal ist erfüllt: das ist das Ende der Zweckbestimmung. Wir befinden uns in einem transfiniten Universum. [...] Wir haben alles überschritten, [...]. Wir befinden uns wahrhaftig in einem Jenseits. Die Phantasie ist an der Macht, ebenso die Auf-

<sup>1</sup> Der Beitrag geht zurück auf einen Vortrag gleichen Titels, der allerdings um ein Kapitel zu Martin Walser länger war und einen dritten Aspekt hinzufügte: neben „Wer spricht?“ und „Wer darf sprechen?“ die Frage „Wer wird zum Sprechen genötigt?“ Der Leser findet diese Gedanken ausführlicher entwickelt im hier gleichfalls abgedruckten Vortragstext über „Erinnerung, Fiktion und Geschichte“, gleich im Anschluss.

„Reden nach Auschwitz. Wer spricht, wer darf sprechen, wer wird zum Sprechen genötigt?“ eröffnete die Tagung „Nach der Shoah. Gibt es eine jüdische Identität in Deutschland?“, die der „Internationale Arbeitskreis Literatur und Politik in Deutschland“ vom 1. bis 3. Dezember 2000 in Bonn-Bad Godesberg veranstaltete. Für den Beitrag: © beim Autor.

<sup>2</sup> Peter Leusch: So tun, als ob die Dinge einen Sinn hätten. Gespräch mit dem Ethnologen Claude Lévi-Strauss über Herkunft, Mythos, Dualismus, Montaigne, Multikultur. Assistenz: Cornelia Witzani. In: Frankfurter Rundschau vom 27. 11 1993, S. 9.

klärung und die Intelligenz, und wir erleben jetzt oder in naher Zukunft die Perfektion des Sozialen; alles ist erreicht, der Himmel der Utopie ist auf die Erde herabgekommen, und was sich einst als strahlende Perspektive abzeichnete, stellt sich nunmehr als Katastrophe im Zeitlupentempo dar. Wir spüren bereits den fatalen Vorgeschmack der materiellen Paradiese. Und die Transparenz, die im Zeitalter der Entfremdung ein Ausdruck der idealen Ordnung war, erfüllt sich heute in Form eines homogenen und terroristischen Raumes. – Hyperinformation, Hypervisibilität.<sup>3</sup>

Zwar sind die Wohlstandseuphorien der Industrienationen im Schatten des kalten Krieges einigermaßen verflogen (wie übrigens auch deren radikal-ökologischer Widerpart); die Grundannahmen einer Übersättigung von Kommunikation allerdings, Baudrillards Thesen vom „Kommunikationsdelirium“, scheinen nur schwer widerlegbar. „Der Raum ist so übersättigt, der Druck all dessen, was sich verständlich machen will ist so stark, daß ich nicht mehr weiß, was ich will.“<sup>4</sup> Sinn ist vernichtet und erschöpft durch die konvulsivische Wucherung der Wissens- und Diskursmedien, meint auch Jacques Derrida.<sup>5</sup>

Durch Hyperinformation und Hypervisibilität wird entwertet, was vermittelt werden sollte; eingeschlossen die Aufschreie menschlicher Entrüstung – mögen die Tragödien auch noch so groß sein. Jeder Krieg im Medienzeitalter bietet dazu das treffende Anschauungsmaterial. Auf der einen Seite liefern Print- und Bildmedien eine Flut an Material, das Internet wird zur Entsorgungsstation eines nicht mehr zu bewältigenden Wissens. Auf der anderen Seite rühren die Millionen und Abermillionen Tote, die auf dem schwarzafrikanischen Kontinent durch Bürgerkriege und marodierende Soldateska binnen weniger Jahre zu beklagen waren, keine Herzen mehr; nicht einmal bis zur bloßen Kenntnisnahme rafften wir uns auf.<sup>6</sup>

Wie sollte es um den Holocaust anders sein, trotz aller Singularität, wegen der Singularität des Geschehens. Das Gedächtnis der Opfer zu bewahren, nie wieder zuzulassen, das ein Volk nahezu vollständig ausgelöscht wird, ist Pflicht und Aufgabe; und global gesehen fast unmöglich. Zugleich ist die Erinnerung an Schuld aber auch ein Markt der Meinungen, ein Schauplatz des guten Gewissens. Auf dem

<sup>3</sup> Jean Baudrillard: Die fatalen Strategien [1983]. Mit einem Anhang von Oswald Wiener. Übers. v. Ulrike Bockskopf und Ronald Voullié. München 1991, S. 80, 84, 85. Vgl. S. 231.

<sup>4</sup> Ebd., S. 82.

<sup>5</sup> Jacques Derrida: Grammatologie [1967]. Übers. v. Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler. Frankfurt/M. 1983, S. 20.

<sup>6</sup> Vgl. etwa den Beitrag von Armin Lehmann im *Tagespiegel*: Welt unter Waffen, vom 19. 8. 2001, der eine Grafik der Kriege und ernstesten Krisen für das Jahr 2000 enthält. Insgesamt wurden 144 Konflikte verzeichnet, 35 darunter fielen unter die obige Einordnung Kriege und ernste Konflikte.

tummeln sich so viele Anbieter wie selten zuvor. Das bringt unter anderem den Vorteil, das Verstummen nach der Shoah, das Sprechen, wo überhaupt, mit belegter Stimme, gegen eine Vielzahl an Darstellungsformen zu vertauschen, die das Ereignis des Genozids vielleicht begreiflicher werden lassen, die aber in eins das Opfer entwerten. Über Adornos unglückliches Diktum, nach Auschwitz ein Gedicht zu verfassen sei barbarisch, ist zu Recht viel Relativierendes gesagt worden;<sup>7</sup> aber es traf doch zumindest den Sachverhalt, hier sei die Sprache selbst durch das historische Datum beschädigt, vielleicht irreparabel verletzt worden. Wie soll das sprachliche Kunstwerk den Vorschein auf eine befreite Menschheit vermitteln,<sup>8</sup> wenn Sprache sich im Angesicht von Auschwitz einer Zweckrationalität unterworfen hat, die erst die Identifikation möglich macht, die Trennung, Aussonderung, Vernichtung bedeutet;<sup>9</sup> die Differenz nicht im eigenen Universum des Sinnbedeutens zulässt, sondern als Mittel anwendet zur Scheidung zwischen Kulturkreisen, Ethnien, Fremdem und Eigenem mit dem Ziel der Auslöschung des Anderen.<sup>10</sup> Von der Zurückhaltung, die hier oktroyiert werden sollte, ist kaum etwas geblieben.<sup>11</sup>

Alle Welt bezieht statt dessen Stellung, schaut betroffen, blickt hoffnungsvoll auf die junge Generation, die am besten kaum 18 Jahre alt ist, und lässt sich applaudieren für die eigene moralische Korrektheit: So konnte man es sehen in einer abschließenden Gesprächsrunde am 21. November 2000 zu Guido Knopps *Holokaust* Mehrteiler, der, zur Prime-Time gesendet, noch einmal die letzten Überlebenden

<sup>7</sup> Zum Beispiel Klaus Laermann: „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch.“ Überlegungen zu einem Darstellungsverbot. In: Kunst und Literatur nach Auschwitz. Hg. v. Manuel Köppen in Zusammenarbeit mit Gerhard Bauer und Rüdiger Steinlein. Berlin 1993, S. 11–15. Vgl. ebd. auch das Vorwort des Hg., S. 7 f., den Beitrag von Detlev Claussen: Nach Auschwitz. Über die Aktualität Adornos, S. 16–22 sowie die Diskussion mit Detlev Claussen, Klaus Laermann, Lionel Richard und Michal Komar: Adorno und die Konsequenzen eines Diktums, S. 34–28. Adornos Text, *Kulturkritik und Gesellschaft*, entstand 1949, unmittelbar nach der Rückkehr aus dem Exil, und wurde 1951 erstmalig publiziert. Später wieder in ders.: Prismen, Frankfurt/M. 1995, hier S. 31.

<sup>8</sup> Vgl. bei Theodor W. Adorno: Rede über Lyrik und Gesellschaft [1957]. In ders.: Noten zur Literatur. Frankfurt/M. 1981, S. 49–68, hier insb. S. 67 f.

<sup>9</sup> Als Gegenmodell vgl. Theodor W. Adorno: Der Artist als Statthalter [1953]. In ders.: Noten zur Literatur. Frankfurt/M. 1981, S. 114–126, hier insb. S. 124 f.

<sup>10</sup> Vgl. Max Horkheimer und Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente [1944]. Mit einem Nachwort von Jürgen Habermas. Frankfurt/M. 1986, hier insb.: Elemente des Antisemitismus. Grenzen der Aufklärung, S. 177–217, insb. S. 179, 196, 217.

<sup>11</sup> Adorno selbst hat seine Aussage bekanntlich relativiert. Vgl. Theodor W. Adorno: Negative Dialektik [1966]. Frankfurt/M., 2. Aufl. 1980, S. 355.

von Auschwitz versammelt, interviewt, mahnt, belehrt und dramatisiert, bevor denn alle verstorben sind. Die Reihe hat die englische Begriffsbildung des Holocaust absichtlich verdeutscht, um so ohne allen Zweifel zu signalisieren: Wir, die Deutschen, sind gemeint; wir sollen uns aneignen, was unsere eigenste Sache ist. Die Nachfahren der Täter, kurios genug, reklamieren die Tat für sich.<sup>12</sup> Die ZDF-Dokumentation *Holokaust* ist als Video-Paket zu sechs Folgen, parallel zu den Ausstrahlungen, vermarktet worden: Teil 1: *Menschenjagd*; 2: *Entscheidung*; 3: *Ghetto*; 4: *Mordfabrik*; 5: *Widerstand*; 6: *Befreiung*.

Zeitgleich zu dieser Reihe läuft, ebenfalls im November 2000 und in Konkurrenz zum ZDF, auf 3SAT eine vierteilige Historisierung des Gedenkens in allen seinen entscheidenden Etappen.<sup>13</sup> Auch deren Titel sind bezeichnend: *Auschwitz und kein Ende* heißen alle vier Folgen; davon Teil 3: *Holocaust – Ein Medienereignis: Die 70er und 80er Jahre* und Teil 4: *Trauer, staatstragend – Die 90er Jahre*. Daneben sieht man am 6. November, ORB, die Dokumentation *Der Fotograf* und darin Alltagsszenen des Ghettos von Lodz, festgehalten auf rund 400 Dias, die – das Besondere hieran (!) – allesamt in Farbe aufgenommen wurden; oder am 13. November erlebt man, die Spiegel TV Reportage auf SAT.1, den *Judenbetzer Julius Streicher*.<sup>14</sup> Am 20. November tritt im WDR der banale Böse Eichmann auf,<sup>15</sup> korrigiert sehr korrekt

<sup>12</sup> Die Sendetermine jeweils Dienstags in wöchentlicher Folge, Start am 17. 10. 2000, 20.15 Uhr; im November 2000: 7. 11., 20.15, Teil 4; 14. 11., 20.15, Teil 5; 21. 11., 21.00, Teil 6; Dauer je 45 Minuten, dienstags. Ebenfalls erschienen ist bei C. Bertelsmann das Buch *Holokaust* von Guido Knopp sowie bei BMG Wort die Hörbuchversionen als MC- oder CD-Versionen. Die sechsteilige Sendereihe wurde von einer Diskussion vor 240 Schülern abgeschlossen. Teil nahmen daran: Paul Spiegel, Eberhard Jäckel, Michael Stürmer, Ralph Giordano, Anita Lasker-Wallfisch und der Leiter der ZDF-Redaktion Zeitgeschichte, Guido Knopp. Gesendet nach Teil 6, ebenfalls am 21. 11., 22.15 – 23.15. Uhr. Weiteres Material (einschließlich der Diskussion als Real Video) hält der Sender im Netz bereit unter [www.zdf.de/wissen/holokaust/hintergrund](http://www.zdf.de/wissen/holokaust/hintergrund). Dort erklärt Eberhard Jäckel (unter der laufenden Nummer 40692) auch die Wortgeschichte von Holocaust, angefangen bei Xenophons *Anabasis*, aus dem Griechischen als Zusammensetzung von holo und kaustos, was bedeutet: ganz verbrannt.

<sup>13</sup> *Auschwitz und kein Ende*. Teil 4: *Trauer, staatstragend – Die 90er Jahre*. Teil 3: *Holocaust – Ein Medienereignis: Die 70er und 80er Jahre*. Beides Sonntag, 20.15 Uhr, 12. und 5 November 2000, je 45 Minuten.

<sup>14</sup> *Der Fotograf*. Pol./BRD/F 1998, Regie: Darius Jablonski. Der Warschauer Autor und Holocaust-Überlebende Arnold Mostowicz kommentierte die Fotos. Sendung am 6. 11., 22.40 Uhr, 75 Min., ORB. Die Spiegel TV Reportage. *Der Judenbetzer: Julius Streicher*. Porträt von Michael Kloft. Sende-termin: 13. 11., 23.15 Uhr, 35 Min., SAT.1.

<sup>15</sup> Die berühmt gewordene Begriffsbildung durch Hannah Arendt: *Eichmann in Jerusalem: A Report on the Banality of Evil*. New York 1963. Im selben Jahr auch dt.

die Anwälte und Richter, wo sie nun wirklich irren,<sup>16</sup> und nach dem Jerusalemer wird, diesmal auf Phoenix, auch gleich der *Nürnberger Prozess* gegen die Kriegsverbrecher des Dritten Reiches abgearbeitet,<sup>17</sup> während im Programm der ARD die deutschen Kriegsgefangenen (ja, auch das soll nicht verschwiegen werden) heimkehren oder hingehalten werden, als große zeitgeschichtlich-dokumentarische Reihe mit drei Folgen angelegt,<sup>18</sup> während bei Alfred Biolek eine Wiener Jüdin von ihrer Zeit als Zwangsarbeiterin erzählt,<sup>19</sup> während man, abermals in der ARD, jetzt wieder hauptprogrammlich, diesmal aber in der Fiktion, die Entstehung und Verfestigung von Nationalsozialismus und Judenhass durch die Brille der Gesine Cresspahl nachvollziehen kann.<sup>20</sup> Wem das nicht reicht, der kann sich zur selben Zeit im WDR die TV-Chronik *Der Laden* als Wiederholung ansehen<sup>21</sup> oder nochmals von der Fiktion zur Dokumentation wechseln, denn auf B1 wird am 29. November an die Schulzeit im Dritten Reich erinnert, von zwölf Frauen, Christinnen wie Jüdinnen gleichermaßen.<sup>22</sup> Ach ja: Und fast hätte ich das zeitgeschichtliche Doppelportrait *Hitler und die Frauen*; im Anschluss daran: *Die Frauen und Hitler* vergessen, mit dem der Bayerische Rundfunk sich am 22. 11. in die Diskussion einbrachte („Nicht nur als Politiker ein großer Zerstörer“).<sup>23</sup> So viel fernsehgerechte und fernsehproduzierte Erinnerungskultur, soviel Bewältigung war nie; meistens

<sup>16</sup> Die Dokumentation *Ein Spezialist. Der Prozess gegen Adolf Eichmann* entstand 1999 als Koproduktion BRD/F/B/A/Israel in der Verantwortung von Eyal Sivan und Rony Braumann. Aus mehr als hundert Stunden Prozessmaterial haben die Autoren ein eindringliches Psychogramm von 125 Minuten Laufzeit erstellt, das 2001 den Grimme Preis in Gold erhielt. Gesendet wurde am 20. 11. 2000, 23.00 – 01.05 Uhr, WDR, danach mehrere Wiederholungen, z. B. im MDR.

<sup>17</sup> *Der Nürnberger Prozess*. Dokumentation von M. Kloft. Phoenix, 24. 11., 20.15, 45 Min. Davor brachte der Sender noch Teil 4 der Reihe: *Das war unser Krieg. Diesmal: 1941 – 1944*.

<sup>18</sup> Gemeint ist der Dreiteiler der ARD, *Soldaten hinter Stacheldraht*, Teil 1, Donnerstag, 16. 11., *Im Osten*; Teil 2, Dienstag, 21. 11., *Im Westen*; Teil 3; Mittwoch, 22. 11., *Heimkehr*; jeweils 20.15 Uhr, je 45 Minuten. Weiteres unter [www.das-erste.de/soldaten](http://www.das-erste.de/soldaten).

<sup>19</sup> *Boulevard Bio*, 28. 11. 2000, 23.00 Uhr, 60 Minuten. Einzige Gäste: Die Wiener Jüdin Edith Hahn mit ihrer Tochter. Von Edith Hahn Beer ist die Biografie erschienen: *Ich ging durchs Feuer und brannte nicht*.

<sup>20</sup> Der Vierteiler *Jahrestage – Aus dem Leben von Gesine Cresspahl* wurde am 14. 11., 16. 11., 21. 11. und 22. 11., jeweils um 21.00 Uhr in der ARD ausgestrahlt. Buch, nach dem Roman von Uwe Johnson, von Christoph Busch und Peter Steinbach. Regie: Margarethe von Trotta. BRD 2000.

<sup>21</sup> *Der Laden*. TV-Familienchronik in drei Teilen nach dem Roman von Erwin Strittmatter. BRD 1989, Regie: Jo Baier, Buch: Ulrich Plenzdorf. Teil 1, 18. 11., 22.15 Uhr, 95 Min.; Teil 2, 21. 11., 22.00 Uhr, 90 Min. Teil 3, 25. 11., 22.15, 90 Min., WDR.

<sup>22</sup> *Kinderland ist abgebrannt*. BRD 1998. Regie: Sibylle Tiedemann. B1, 29. 11., 22.15, 90 Min.

<sup>23</sup> *Hitler und die Frauen*. BR am 22. 11. 2000, 19.30; *Die Frauen und Hitler*, ebd., 20.15, Dokumentationen, je 45 Min.

aufwändig, zum Teil sogar vorzüglich gemacht. Das alles gedrängt auf einen Monat, die vier Wochen vor unserer Tagung, die sich mit der jüdischen Identität nach der Shoah, vor allem der zweiten und dritten Generation, befassen wollte, befasst hat und selbst in Konkurrenz zu einer vergleichbaren Unternehmung stand.<sup>24</sup> Die ewigen Debatten in den Printmedien sind hier gar nicht mitgerechnet, die ebenfalls antreten, vergangene Schuld zu bewältigen. Aber was heißt schon Bewältigung: ganz generell und unter denn skizzierten Umständen der Überpräsenz insbesondere? Wo machen sich die Gutmeinenden lächerlich? Und wo fängt der Kitsch an?

Man kann, man muss dieses Elend der Hypervisibilität, das sich schon in der schiereren Akkumulation zeigt, wie gesagt auch anders, positiver sehen. In der Pluralität der Äußerungen brechen alte Verkrustungen auf, zeichnet sich ein neues Bild dieser scheinbar aussichtslosen Verhängnisgeschichte zwischen Nichtjuden und Juden in Deutschland ab. Aber Sie merken schon an der Verrenkung meiner Formulierung, Nichtjuden und Juden in Deutschland, dass auch dies, will man nicht vollends naiv sein, *im Kern* schwierig ist. Deshalb fragt diese Tagung insgesamt auch so unverblümt, ob es denn eine jüdische Identität in Deutschland nach der Shoah gäbe – die eine oder die vielen; Identität überhaupt und gerichtet worauf? Dan Diner hat das harte, aber durchaus treffende Wort von der „negativen Symbiose“ geprägt, in der die Deutschen und Juden aufeinander bezogen blieben:<sup>25</sup> Opfer- und Schuldrituale spiegeln sich aneinander, bestätigen sich wechselseitig in einem sich perpetuierenden Zirkel, der an die Erinnerung des Holocaust geknüpft bleibt. Wie soll da ein unbefangener Umgang zwischen den Nachfahren der Opfer und Täter, jenseits aller Schlussstrichdebatten, überhaupt möglich sein? Wird diese Hoffnung nicht mit jedem rechtsextremistischen Anschlag aufs neue gefährdet, untergraben, ja unmöglich gemacht? Und was soll jüdische Identität, nur für sich betrachtet, denn heute heißen? Glaube, Herkunft, Lebensumstände, Sprache, Heimat sind Spielmarken für eine behauptete Identität; aber tragen sie, gegenüber der noch für nachgeborene Generationen fast unmittelbar spürbaren Last des Holocaust? Wenn die Shoah das singuläre Datum bleibt, an dem sich Judentum neu ausrichtet, dann rekapituliert man in dieser Setzung doch nur die Trennung, die erst die Nazis vorgenommen und rein rassistisch begründet hatten. Wiederbelebt wird eine substan-

<sup>24</sup> Deutsch-jüdische Literatur der neunziger Jahre. Internationales Symposium im Literarischen Colloquium Berlin-Wannsee vom 26. – 29. November 2000. Wissenschaftliche Leitung: Sander L. Gilman (Chicago) und Hartmut Steinecke (Paderborn).

<sup>25</sup> Dan Diner: Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz. In: Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Hg. v. dems. Frankfurt/M. 1987. Vgl. [www.trend.partisan.net/trd100](http://www.trend.partisan.net/trd100). (trend online zeitung 10/00); dort ist der Text abrufbar.

zialistische Wesenszuschreibung, die im Dritten Reich sozialdarwinistisch interpretiert und industriell, als Massenvernichtung, umgesetzt wurde. Das Exil, das Ghetto sind zwar Ersatzangebote für eine abhanden gekommene Heimat – die fiktionale narrative Literatur macht das zum Thema –, aber auch sie reproduzieren diese Fremdzuschreibungen, die in der langen Geschichte der jüdischen Assimilation in Europa, trotz allem offenen Antisemitismus über die Jahrhunderte, langsam zu schwinden schien.

Was brächte, anders gewendet, die Rückbesinnung auf die großen kulturhistorischen Unterschiede zwischen den Völkern und Kontinenten? Im Verständnis des Bilderverbotes erklärt sich nicht die Katastrophengeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts.<sup>26</sup> Wenn die Fixierung auf die Schrift und das geoffenbarte Wort auch einen Gegensatz bildet zwischen dem jüdischen, partiell auch dem islamischen Kulturkreis und einem griechisch-römisch beeinflussten westlichen Christentum, das in allen Säkularisationen nachwirkt, so erklärt sich darin noch nicht das jüdische Denken (wenn es das gibt), nicht die überragende Rolle Intellektueller und Künstler jüdischer Herkunft in Europa und Deutschland insbesondere. Wo immer die Festlegung auf tiefe, letzte Differenzen versucht und Geschichtsphilosophie betrieben wurde, kam es nicht zu einer Klärung des Andersseins, nicht zum positiven Bestimmen verschiedenartiger Mentalitäten, sondern zu Ausgrenzung und Verfolgung. Die Geschichte des Antisemitismus ist die Geschichte einer Religionskritik, der Kritik des auserwählten Volkes, des reinen Monotheismus oder was immer man im Wandel der Zeiten als Schuldzuweisungen einfügen zu müssen geglaubt hat.

Demographisch betrachtet, haben sich alle diese Spekulationen inzwischen selbst überholt. Der Hauptstrom des Zuzugs für die jüdischen Gemeinden kommt seit den neunziger Jahren aus Osteuropa, insbesondere aus den Ländern der früheren Sowjetunion,<sup>27</sup> und er hat zu großen Teilen Beweggründe, die weder vom Judentum der Aussiedler, noch von der Erfahrung der Shoah herrühren.

<sup>26</sup> Vgl. Micha Brumlik: Schrift, Wort und Ikone. Wege aus dem Verbot der Bilder. Frankfurt/M. 1994, passim.

<sup>27</sup> Vgl. Julius H. Schoeps: Leiden an Deutschland. Vom antisemitischen Wahn und der Last der Erinnerung. München, Zürich 1990.

## II. Wer darf sprechen?

Der österreichische Schriftsteller Norbert Gstrein hat in Wien eine Rede gehalten, die von einer anderen Differenzerfahrung handelt: *Fakten, Fiktionen und Kitsch beim Schreiben über ein historisches Thema*.<sup>28</sup> Er reflektiert dort den Entstehungsprozess seines Romans *Die englischen Jahre*,<sup>29</sup> in dem unter anderem von den Internierungslagern auf der Isle of Man berichtet wird, in denen jüdische Flüchtlinge und Nazisympathisanten zusammengesperrt waren. Es geht um Identität und deren Erschleichung, Rollentausch und Opferstatus, die in zahlreichen Brechungen ein immer anderes Licht werfen auf den vorgeblich jüdischen Schriftsteller Gabriel Hirschfelder. „Solange ich an meinem Roman gearbeitet habe“, so Gstrein, „bin ich nie das Gefühl losgeworden, ich müsste mich dafür rechtfertigen, dass ausgerechnet ich mich des Themas annehme.“<sup>30</sup> „Wo auch immer Sie bei diesem Thema hinhören, es sind falsche Töne, [...] es hat keinen Sinn, dafür eine andere Sprache finden zu wollen, so verkitscht ist das alles, man kann tun, was man will, man kann ausbrechen versuchen und wird sofort ins Gehege offenbar allgemein akzeptierter Gemeinplätze zurückgeholt.“<sup>31</sup>

Immer sind „Tür und Tor für Missverständnisse offen“.<sup>32</sup> Wenn ich Freunden und Kollegen von der Vorbereitung dieser Tagung erzählt hatte, schauten sie mich gleich direkter, angestrenzter an, um dann die immer gleichen Warnungen vorzubringen: Ein heißes Eisen, man sagt immer das Falsche, trifft nie den richtigen Ton, einer ist immer beleidigt, will missverstehen, unterstellt. Immer dieses Wissende: Wer daran rührt, verbrennt sich die Finger. Zwischen Gutmenschen und Antisemiten schien in diesen Stellungnahmen kein Drittes möglich, wenn man über jüdische Identität in Deutschland reden will. Wie bei Gstrein bekam ich die Denkschablonen vorgeführt, in denen wir uns bewegen. Symptomatisch für dieses kollegiale Zurückweisen ist ein Briefwechsel, den ich im Sommer 2000 mit Henryk M. Broder geführt habe, ursprünglich in der Absicht, ihn als Referenten für diese Tagung zu gewinnen. Herr Broder hat unsere Briefe, ohne meine Zustimmung zu erfragen, ins Internet gestellt „als Beitrag zur großen deutsch-jüdischen Identitäts-

<sup>28</sup> Norbert Gstrein: Die Differenz. Fakten, Fiktionen und Kitsch beim Schreiben über ein historisches Thema [Wiener Rede]. In: Neue Zürcher Zeitung. Internationale Ausgabe vom 15./16. 1. 2000.

<sup>29</sup> Norbert Gstrein: Die englischen Jahre. Roman. Frankfurt/M. 1999.

<sup>30</sup> Gstrein: Die Differenz (Anm. 28).

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Ebd.

Debatte“. Sie finden den ganzen Text unter [www.henryk-broder.de](http://www.henryk-broder.de). Ich gehe nun mit dem Material ebenso freizügig um, kann mich hier aber auf (umfangreiche) Auszüge beschränken, die ich Ihnen freilich auch nicht vorenthalten will. Mein erster Brief vom 22. Mai umriss kurz die Fragestellung der Tagung, wie sie größtenteils oben rekapituliert wurde. Ich beginne deshalb mit der ersten Antwort Broders vom 28. Mai. 2000:

Ich würde gerne kommen und ein Referat halten, wenn Sie das Thema ein wenig variieren könnten: Gibt es eine deutsche Identität in Deutschland? Und wenn ja: Warum artikuliert sie sich vorzugsweise in der Frage nach der jüdischen Identität? Warum sind so viele Deutsche *nach der Shoah* noch immer dermaßen von Juden und vom Judentum fasziniert? Horst Mahler auf seine, Sie auf Ihre.

Das fände ich ein wirklich interessantes Thema und dazu könnte, würde und möchte ich Ihnen gerne einiges erzählen, das für Sie neu sein dürfte. Unter anderem, warum literarische Jammerlappen wie Maxim Biller und Rafael Seligmann („Schriftsteller der zweiten, respektive dritten Generation nach der Shoah“) als Muster- und Mitleidsentgegennahme-Juden herumgereicht werden und sich als Gegenstand „wissenschaftlicher Erörterung“ ebenso anbieten wie der literarische Stuß, den sie produzieren. Es wäre auch angebracht, darüber nachzudenken, warum Sie und Ihr Arbeitskreis so scharf darauf sind, „Alternativen zu rassistischen Definitionen des Judentums“ anzubieten, über ein halbes Jahrhundert nachdem das Reichssicherheitshauptamt zugemacht hat und „Rasse“ als Definition eigentlich out ist, außer bei Leuten, die immer noch über „Alternativen“ nachdenken. Und ich würde auch gerne über meine persönliche Erfahrung sprechen: daß ich nämlich als Jude ziemlich problemlos in Deutschland leben könnte (und mich über die Telekom, die Post und den schlechten Service bei der Mitropa auf der Strecke Berlin-Hamburg aufregen würde), wenn nicht immerzu Menschen wie Sie „das Leben von Juden in Deutschland heute“ aus politologischer und soziologischer Sicht „thematisieren“ und problematisieren würden. Okay, wir *sind* das auserwählte Volk, aber meinen Sie nicht auch, daß es an der Zeit wäre, daß auch mal ein anderes Volk an die Reihe kommt?

Wenn Sie mit diesem Themenvorschlag einverstanden sind, komme ich gerne zu Ihnen, sogar nach Bonn und sogar für ein Honorar von 300,- Mark, das Sie bitte an Amnesty International überweisen werden.<sup>33</sup>

Henryk Broder zielt auf die Eskalation, und ich spiele fürs Erste mit. Nicht dass mir das Ergebnis bereits bewusst wäre; dafür bin ich viel zu leutselig auf ein Restange-

<sup>33</sup> „... selber schuld, wenn Sie mir schreiben.“ So lauten die aufmunternden ersten Worte der „offiziellen Homepage von Henryk M. Broder“. Die Briefe Broders (wie die meinen) können, sollten sie im Netz nicht mehr verfügbar sein, gerne als Kopie von mir angefordert werden. Die Kleinschreibung des Originals bei Broder habe ich nicht beibehalten, sondern durchgehend der Großschreibung angepasst.

bot eingegangen, das keines war. Aber die Verschränkung von Antisemitismus und Philosemitismus, die Ausschließlichkeit dieser Dichotomie, hätte mich nachdenklicher stimmen sollen. Meine Antwort datiert vom 6. Juni. „Selbstverständlich können Sie das Thema variieren und nach der Faszinationskraft des Judentums fragen und dabei das Spektrum von Horst Mahler bis zum ‚Bewältigungskitsch‘ abdecken, den Sie gerne auch bei (den eingeladenen oder anderen) Wissenschaftlern und Schriftstellern aufzeigen dürfen. Wir sind gespannt auf Ihre Sicht, die gewiß Neues zu bieten hat, Ihre persönlichen Erfahrungen eingeschlossen. [...] Vielleicht noch ein Wort zu meinem Schreiben, das Sie, wenn ich Sie richtig verstehe, provoziert hat. Den Rassebegriff hatte ich inhaltlich in Anführungszeichen gesetzt. Denn es geht um die substantialistischen Definitionen des Judentums, die, so die Unterstellung, nur negativ das Rasseklischee reproduzieren, von dem sie sich doch distanzieren wollten. Durch den Genozid an den Juden wurde bestärkt, was den Nazis ein Kriterium der Selektion und der Vernichtung war: Volk und Rasse. Wenn sich Judentum nach dem Holocaust durch diesen definiert, wiederholt sich also in der Umkehrung diese Vorgabe. Mich interessiert die ziemlich einfache Frage, was Judentum heute auszeichnen kann, wenn die Herkunft allein keine identitätsstiftende Funktion haben soll. Dazu, meine ich, werden Sie selbst einiges zu sagen haben.“ Broder antwortet unter Datum vom 10. Juni 2000 mit der einleitenden Bemerkung, ich habe seinen vorigen Brief „offenbar erhalten, aber nicht richtig gelesen“:

Ich habe Ihnen geschrieben, daß ich an Ihrer Tagung teilnehmen würde, wenn Sie sich statt mit der jüdischen Identität in Deutschland mit der deutschen Identität in Deutschland beschäftigen würde, also mit den Eigenarten, Fixierungen und Stimuli, die Sie, Herr Dr. Preußner, und Ihre Freunde zur Beschäftigung mit den Juden treiben. Einfach ausgedrückt: Warum sich die Deutschen immerzu zwanghaft mit den Juden beschäftigen müssen. Noch einfacher: Was ist es, daß die Deutschen so antörnt, wenn sie nur das Wort „Jude“ hören oder lesen?

Falls ich Sie mißverstanden habe und Sie inzwischen tatsächlich das Thema Ihrer Tagung dahingehend geändert haben, wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir eine Kopie des Schreibens zuschicken würden, mit dem Sie auch die anderen Teilnehmer von der Kursänderung informiert haben. Auch wüßte ich gerne, wer außer mir auserwählt wurde, an dieser Tagung teilzunehmen.

Spätestens hier hätte ich merken können, dass keine Verständigung möglich, ja nicht einmal beabsichtigt ist. Zwischengeschaltet noch einmal Gstrein: „Ich sage nicht, dass Kommunikation in diesen Dingen stets problemlos oder gar normal sein

müsste, das wäre nach allem, was vorgefallen ist, ein Wunder, aber manchmal staune ich eben doch, wie schief sie geht“. Ich aber bin nicht vorsichtig (obwohl ich weiß, wie Broder reagieren kann). Statt dessen erkläre ich umständlich die Themenfindung aus dem Plenum des Arbeitskreises, nenne das ganze, altertümelnd ausgedrückt, basisdemokratisch, verweise auf die Parallelveranstaltung in Berlin im Literarischen Colloquium<sup>34</sup> und versuche Henryk M. Broder am 21. Juni 2000 zu belehren, dass „es die Literatur selbst ist, die den Status jüdischer Identität nach dem Holocaust problematisiert. Wir folgen also einer Selbstzuschreibung, auch wenn sie bevorzugt von Autoren vorgebracht wird, die Sie vielleicht nicht sonderlich schätzen. Da Sie mich so direkt anreden, gestatten Sie noch eine persönliche Bemerkung? Ich habe generelle Schwierigkeiten mit Identitäten, mit kollektiven allemal. Und ich wollte allen Referenten nahelegen, es sich mit den Identitäten, den jüdischen wie den deutschen, nicht einfach zu machen. Im übrigen sind weder ich noch der Arbeitskreis sonderlich (oder gar zwanghaft) fixiert auf eine Beschäftigung mit ‚den Juden‘. Seit es den Kreis gibt, hat er in rund zwanzig Jahren und vielleicht vierzig Einzelveranstaltungen meines Wissens kein einziges Mal dieses oder ein ähnliches Thema behandelt.“ Hier kann man, zu Recht, den Umkehrschluss ziehen und fragen: wieso eigentlich nicht oder wieso erst jetzt? Darauf aber geht mein Briefpartner nicht ein. „Das Erschreckende daran ist“, schreibt Gstrein, „zu sehen, dass man offenbar, ob man will oder nicht, formatiert ist“ und „selbst dann noch Reste davon in sich bewahrt, wenn man meint, sie längst schon zertrümmert zu haben.“<sup>35</sup>

War ich zu blauäugig? Das hat mir ein Freund zu verstehen gegeben, der zu feinfühlig ist, das direkt zu sagen. Die Quittung erhalte ich im Schreiben Broders vom 10. Juli 2000. Was konnte man bei Henryk M. Broder anderes erwarten? Er entspricht in dieser Reaktion nur dem Stereotyp, das er selbst fortlaufend von sich inszeniert, unter dem er bekannt ist und letztlich deswegen (auch von mir) permanent zu solchen und ähnlichen Veranstaltungen eingeladen wird. Schon die Eröffnung bereitet selbst mir Vergnügen: Broder schreibt, er komme erst jetzt dazu, zu antworten,

weil ich zwischendurch mit der Identität der Isländer nach 1944 beschäftigt war. Es war nicht meine Absicht, eine basisdemokratische Entscheidung umstoßen zu wollen, ich dachte nur, es würde mir gelingen, Ihnen die Absurdität Ihres Projekts klarzumachen, ich

<sup>34</sup> Deutsch-jüdische Literatur der neunziger Jahre (Anm. 24). An dieser Veranstaltung hat Broder selbst mit einer Lesung teilgenommen.

<sup>35</sup> Gstrein: Die Differenz (Anm. 28).

habe es sozusagen als eine sportive Herausforderung gesehen, hätte es aber besser wissen müssen: Wo ein basisdemokratischer Entscheidungsprozeß abgeschlossen wurde, muß er auch mit aller Konsequenz zu Ende geführt werden. Das war nach den basisdemokratischen Prozessen im Jahre 1933 genauso.

Ich habe keine Schwierigkeiten mit Ihrer Person, weil ich Sie nicht kenne, ich nehme Sie einfach als die Verkörperung des unheilbar Gesunden, wie es sich in Deutschland öfter zu Wort und zur Tat meldet. Denn Sie wissen wirklich nicht, was Sie tun. Nur: Das macht die Sache nicht besser, sondern nur noch schlimmer.

Es gehört wirklich die Mentalität eines domestizierten Pitbulls dazu, zuerst eine Spezies ausrotten zu wollen und danach die Überlebenden und Nachgeborenen zu fragen: Wie geht's Euch denn so? Wollen wir uns nicht mal über Eure Identität unterhalten?

Sie kennen sicher die hübschen Dokumentaraufnahmen aus den 30er Jahren, wo deutsche Lehrer deutsche Schüler vor die Klasse rufen, um ihre Köpfe zu vermessen und so die Arier von den rassistisch kontaminierten zu separieren. Mir persönlich gefallen die Aufnahmen aus den Ghettos im Osten noch viel besser, wo Angehörige der SS und der Wehrmacht Juden tanzen lassen und sich köstlich über die hüpfenden Gestalten amüsieren. Auch damals ging es darum, dem Geheimnis der jüdischen Identität auf die Spur zu kommen. Es schwebt bis heute ungelöst im Raum und kommt gelegentlich als Stoff für Tagungen nieder.

Dass einige Wander- und Allzweckjuden wie Doron Rabinovici bei solchen Exerzitien mitmachen, ändert nichts an der Tatsache, dass hier ein paar Semiten am Nasenring in der Arena arischer Unschuld vorgeführt werden.

In Gstreins Roman geht es darum, die Differenz auszudrücken zwischen dem, was herausgefunden wird und den Vorstellungen, die sich die Erzählerfiguren machen. Die jüdische Identität, das Exil als sicherer Ort, verschwinden als Setzungen oder Topoi in den Konstruktionen und Ebenen der Fiktion. *Die englischen Jahre* machen das sehr kunstvoll und behutsam; das aber ist nicht die Regel.

# Erinnerung, Fiktion und Geschichte

## Über die Transformation des Erlebten ins kulturelle Gedächtnis

### Walser – Wilkomirski – Grass<sup>1</sup>

In alle Erinnerungen mischen sich konstruktive Anteile; das gilt für die schriftlich abgefassten Autobiografien in besonderem Maße. Zuweilen wird hier deutlich die Grenze zur fiktionalen Narration überschritten. Aber gerade der Fall Wilkomirski hat gezeigt, wo die ontologische Differenz gewahrt werden muss zwischen Erinnerungen als Wahrheitsaussagen und reinen Produkten künstlerischer Phantasie. Umgekehrt hat Walser diesen Anspruch gar nicht erhoben und ist dennoch für seinen Roman *Ein springender Brunnen* dafür haftbar gemacht worden, kein adäquates Bild der Vergangenheit geliefert und Auschwitz verschwiegen zu haben. Schließlich hat Grass mit seiner Novelle *Im Krebsgang* Geschichte mit den Mitteln der Fiktion ins Bewusstsein rücken wollen; das Vergessene sollte wieder Gestalt erhalten und Allgemeingut werden. Alle drei Autoren bieten Extrempunkte im Prozess der Transformation des Erlebten ins kulturelle Gedächtnis, in denen insbesondere das Verhältnis von Individuellem und Allgemeinem unterschiedlich gewichtet wird. Und sie unternehmen ihre Versuche zu einem historisch neuralgischen Zeitpunkt, in dem die Gesellschaft abzuklären sucht, wie der Holocaust, die NS-Zeit und die Geschichte des Zweiten Weltkrieges – im Sinne eines Archivierens – erinnert werden sollen.

<sup>1</sup> Der nachfolgende Aufsatz geht zurück auf einen Vortrag des Verfassers anlässlich einer internationalen Literaturtagung in Kooperation mit der University of Reading, UK, am Gesamteuropäischen Studentenwerk in Vlotho, 16. bis 20. Juli 2003. Thema der Veranstaltung: „Vom Täter- zum Opferbewusstsein? Tendenzen literarischer Aufarbeitung von Krieg, Flucht und Vertreibung“. Er erscheint voraussichtlich im Oktober 2004 in der Zeitschrift *German Life and Letters*. Für diesen Beitrag: © German Life and Letters; Blackwell Publishing Ltd. 2004.

## I. Geschichten und Geschichte

„In der Vergangenheit, die alle zusammen haben, kann man herumgehen wie in einem Museum. Die eigene Vergangenheit ist nicht begehbar.“<sup>2</sup> Deshalb, so ließe sich im Sinne des Autors ergänzen, soll sie erzählt werden. Es müssen einzelne Geschichten sein, die Erzählungen, die dasjenige ergänzen und kontrastieren, was als allgemeine Geschichte nur im Singular vorkommt. Martin Walser beginnt seinen 1998 erschienenen Roman *Ein springender Brunnen* mit einer geschichtsphilosophischen Reflexion, die dem Individuierten gegen das Allgemeine zu seinem Recht verhelfen, es einklagen und behaupten will. In der dichotomen Konstruktion fällt einerseits die sprichwörtliche Objektivität auf, in der vergegenwärtigt wird, was allen präsent ist oder gesellschaftliches Wissen über eine Zeit sein soll. Andererseits ist dem Einzelnen gerade nicht verfügbar, was seinen individuierten Anteil am Ganzen der Vergangenheit ausmacht.

Nimmt man die Raummetapher des Romans ernst – und das sollte man – so bietet sich die Geschichte dar als ein Museum mit Exponaten, zu dem sich ein Betrachter verhält, seinen Ort wechselt, mal dieses, mal jenes in den Blick nimmt, der Eindrücke selektiert und akkumuliert. Am Gegenständlichen selbst besteht kein Zweifel – oder besser: Er interessiert Walser hier nicht. Ganz anders die Seite der individuellen Vergangenheit, die Erinnerung des Einzelnen: Hier sind wir auf einer Ebene des Traumes, die im Erzählen zwar Gestalt wird, aber dennoch, wie der Traum selbst, dem Ich nicht verfügbar ist. „Erzählen, wie es war, ist ein Traumhausbau“, sagt Walser. „Beim Traumhausbau gibt es keine Willensregung, die zu etwas Erwünschtem führt. Man nimmt entgegen. Bleibt bereit.“ Die Bilder stellen sich ein; sie sind nicht verfügbar. Diese Loslösung vom Willensprozess hat Klages einmal *Pathik* genannt.<sup>3</sup> Alles strömt ein auf das Ich, das sich mehr zum Medium es durchflutender Empfindungen macht, als zu einem selbst Tätigen.

Zum Korrektiv dieses chaotisch anmutenden Fließenden wird erst die Narration und ihr Wesensmerkmal, die Sukzession. „Lange genug geträumt. Jetzt bau,“ sagt der Text selbst. Die Träume werden transformiert in das sprachliche Nacheinander syntagmatischer Verkettungen, in die chronologische Abfolge des fragenden „und

<sup>2</sup> Martin Walser: *Ein springender Brunnen*. Roman. Frankfurt/M. 1998, S. 9 f., auch die folgenden Kurzzitate. Weitere Einzelbelege im Text in Klammern, Seitenzahl nach Sigle SB.

<sup>3</sup> Ludwig Klages: *Der Geist als Widersacher der Seele* [1929–31]. Bonn, 6. ungekürzte Aufl. 1981, S. 68, 233–237, 244–250, 520, 548, 558, 664, 843, 859, 867, 891, 1040, 1400 und öfter.

weiter?“, „und dann?“<sup>4</sup> Walser gebraucht hier die Metapher des Zuges, die als verkürzter Vergleich die Sprache, die Zeit und das Leben zu substituieren hat. Das schreibende Ich wartet in Wasserburg auf den letzten Zug, greift, da der Zug hält, nach allen seinen Taschen, und da es mehr sind, als es auf einmal fassen kann, löst es die Vielzahl auf in ein geordnetes, konzentriertes Hintereinander. Doch das Resultat ist ein Scheitern. Allgemeinheit des Zuges – der Zeit wie der Sprache – und Individuiertes des Reisenden und seines Gepäcks, der je verschiedenen Erinnerungen, sind nicht kongruent. „Immer wenn du eine weitere Tasche in die Finger kriegst, entschlüpft dir eine andere, die du schon gefaßt zu haben glaubtest“, registriert das reflexive Ich als Ansprache an sich selbst. „Da fährt der Zug an. Es ist zu spät.“

In der Textarchitektur objektiviert sich die subjektive Empfindung als Sprachwerdung; und sie realisiert dies in ihrer kunstvollen Anordnung, ihrer Komposition. Durch den Ausdruck wird sie Teil des Allgemeinen, das dennoch seine Individuiertheit behauptet. Der konkrete Schreibakt aktualisiert die Sprache als System, bestätigt, hinterfragt und verändert sie. Aber das eine geht nicht im anderen auf. Schreibender und Sprache verhalten sich asymmetrisch zueinander. Die vielen Koffer wollen nicht in den Zug. Immer ist es zu spät, und Erfahrung, gelebtes Leben, kann kaum, oder nur mit erheblichen Verkürzungen, Bestandteil des Allgemeinen werden.

Selbst das Eigene ist nicht für sich genommen verfügbar. Walser thematisiert auch dies: „Solange etwas ist, ist es nicht das, was es gewesen sein wird. Wenn etwas vorbei ist, ist man nicht mehr der, dem es passierte.“ Das Erfahrene verändert sich in der Zeit wie die Person, die sich erinnert. Erleben und Erinnern fallen auseinander. „Man kann nicht leben und gleichzeitig etwas darüber wissen.“ (SB 124) Der gelebte Augenblick ist, wie Bloch sagen würde, dunkel:<sup>5</sup> „Als das war, von dem wir jetzt sagen, daß es gewesen sei, haben wir nicht gewußt, daß es ist.“ Die Reflexion und damit auch die Erinnerung sind verspätete Prozesse. Und indem sie etwas nachholen, was im Vorgang nicht verfügbar war, konstruieren sie dasjenige, von dem behauptet wird, es sei gewesen. „Allerdings ist man dem näher als anderen“, räumt Walser ein. „Obwohl es die Vergangenheit, als sie Gegenwart war, nicht gegeben hat, drängt sie sich jetzt auf, als habe es sie so gegeben, wie sie sich jetzt aufdrängt. Aber solange etwas ist, ist es nicht das, was

<sup>4</sup> Vgl. Eberhard Lämmert: *Bauformen des Erzählens* [1955]. Stuttgart, 8. Aufl. 1983, S. 19–22.

<sup>5</sup> Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*. In fünf Teilen, 2 Bde. Gesamtausgabe Bd. 5. Frankfurt/M. [1959], 10./11. Tsd. 1979, S. 334–368, insb. S. 334 f., 338–349.

es gewesen sein wird.“ (SB 9) Mit der Wiederholung unterstreicht der Text die Notwendigkeit der Konstruktion von Erinnerung. Und er thematisiert zugleich die Nähe zum eigenen Erlebten, die Grenzen in der Konstruktion von Geschichten. Walsers Ontologie der Erinnerung weist sie genuin als Fiktion aus. „Erzählen, wie es war, ist ein Traumhausbau“, (SB 10) hieß es im Roman. Und gerade deshalb behauptet der Autor die größere Wahrheitsnähe des subjektiven Erlebens.

Was ein wenig schwierig und theoretisch daherkommt, ist nichts anderes als die Verteidigung der Person, des eigenen Erinnerns, des eigenen Körpers gegen die Tendenz zur Verallgemeinerung geschichtlicher Tatsachen. Nur wenn man diese Passagen überliest oder gezielt missversteht, kann man dem *Springenden Brunnen* den Vorwurf machen, er verschwiege Auschwitz.<sup>6</sup> „Die eigene Vergangenheit ist nicht begehbar“, behauptet Walser mit Bezug auf seine Metapher vom Museum der Geschichte. „Wir haben von ihr nur das, was sie von selbst preisgibt.“ Das, was sich dergestalt als Individuiertes einstellt, erreicht gerade am Ende einer Lebensspanne erneute Prägnanz. „Ist jetzt im Vorbeisein mehr Vergangenheit oder mehr Gegenwart?“, fragt sich der essayistische Erzähler. (SB 15) Erinnerung lebt vom Rückblick. Aber auch das Zurückschauen ist interessegeleitet aus dem Hier und Jetzt der Gegenwart; *Vergangenheit als Gegenwart*, sagt Walser dazu.<sup>7</sup> Und er widerruft alle Versuche, die verlorene Zeit umstandslos wiederzufinden wie einst bei Proust im kairetischen Moment der *mémoire involontaire*.

Die Vergangenheit als solche gibt es nicht. Es gibt sie nur als etwas, das in der Gegenwart enthalten ist [...]. Die Vorstellung, Vergangenheit könne man wecken wie etwas Schlafendes, zum Beispiel mit Hilfe günstiger Parolen oder durch einschlägige Gerüche oder andere weit zurückreichende Signale, Sinnes- oder Geistesdaten, das ist eine Einbildung, [...]. Die, die sich am sehnsüchtigsten um die Vergangenheit bemühen, sind am

<sup>6</sup> Vgl. dagegen Walser: Ein Springender Brunnen (Anm. 2), S. 123, 379. Dort wird das KZ Dachau erwähnt und Häftlinge, die Johann zunächst in Uniform gekleidet und in Marschordnung beobachtet. Später wird er mit zwei Kameraden von zweien in solcher Sträflingskleidung „gestellt, mit Pistolen bedroht und aufgefordert [...], alles was sie noch an Waffen besitzen, auszuhändigen“. Und zugleich „fällt Johann ein, was er vergessen gehabt hat und daß er es vergessen gehabt hat“. Auch ist an mehreren Stellen vom (Halb-)Juden Wolfgang Landsmann die Rede, S. 122 f., 133, 397 f., und wie „wenig Johann weiß“ über die Juden und ihre Verfolgung in Deutschland, S. 397, vgl. S. 357. Am Rande kommen ebenfalls die in Dachau inhaftierten Homosexuellen, der rosa Winkel und ein Vetter vor, der als „Hundertfünfundsiebziger“ eingekerkert wurde, S. 361, vgl. S. 322 f.

<sup>7</sup> Walser: Ein springender Brunnen (Anm. 2), S. 9, 121, 281, Kapitelüberschriften.

meisten in Gefahr, das, was sie selber hervorgebracht haben, für das zu halten, was sie gesucht haben. Wir können nicht zugeben, daß es nichts gibt als die Gegenwart. (SB 281)

Die Vergangenheit, die eine eigene sein soll, muss sich passivisch des Erinnerns bemächtigen, meint Walser; er wünscht ihr eine Anwesenheit, „über die wir nicht Herr sind“. Wie Kant als Bedingung der Möglichkeit, das Schöne zu empfinden, ein interesseloses Wohlgefallen voraussetzt,<sup>8</sup> so Walser für das Erinnern. Er formuliert ein „[w]unschdenkendes Ziel: Ein interesseloses Interesse an der Vergangenheit. Daß sie uns entgegenkäme wie von selbst.“ (SB 283) Gerade die Fiktion, die sich pathisch einlässt auf die Traumgebilde der Vergangenheit, bewahrt die Singularität des Erinnerns, und zwar, scheinbar paradox, als konstruierte Totalität: „Wie könnte das Dorf eine Welt sein, wenn es darin nur alles, aber von allem nicht auch das Gegenteil gäbe!“ (SB 13) Das Einzelne leuchtete dann als *pars pro toto*, als Synekdoche, dem Ganzen voraus; es schafft einen Kosmos *als ob*.

Faktisch aber, lebensweltlich, regiert das Interesse; es ist das Interesse des Allgemeinen. Die Geschichte reicht in die Geschichten hinein, die man retrospektiv von einem Leben erzählt. „Man sucht Gründe, die es rechtfertigen könnten, daß man ist, wie man ist. Manche haben gelernt, ihre Vergangenheit abzulehnen. Sie entwickeln eine Vergangenheit, die jetzt als günstiger gilt.“ Sie beugen sich dann dem Diskurs, der regelt, wie über das Vergangene geredet werden soll, welche ‚Rolle‘ man darin einzunehmen hat. So werde, meint Walser, „der Umgang mit der Vergangenheit von Jahrzehnt zu Jahrzehnt strenger normiert. [...] Eine komplett erschlossene, durchleuchtete, gereinigte, genehmigte, total gegenwartsgeeignete Vergangenheit.“ (SB 282)

## II. Die Banalität des Guten

Die Fiktion ist also Widerstand gegen den Normierungsprozess; sie konkurriert nicht mit ihm als Wahrheitsaussage. Mit Bezug auf die Zeit des Nationalsozialismus wird diese Trennlinie häufig verletzt. Schließlich geht es um Fragen der Schuld, um Opfer und Täter und also um moralische Urteile. In der Reaktion auf Walsers Rede in der Paulskirche (zur Verleihung des Friedenspreises des Deut-

<sup>8</sup> Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft [1790]. Hg. v. Karl Vorländer. Hamburg 1974, passim, insb. § 2, S. 40 f.; § 17, S. 72–77, hier S. 77 und öfter.

schen Buchhandels)<sup>9</sup> drückt sich genau dieses Missverstehen aus. Kaum verlässt man den Boden nickender Beifälligkeit und moralischer Reinheit, schon scheint man übergewechselt ins Lager der Beförderer rechtsextremen Denkens. Walser hat sich diesen Vorwurf oft anhören müssen, wo er nicht gar zum Antisemiten gestempelt wurde.<sup>10</sup> Umgekehrt wird, wie Bodo Morshäuser meint, die Erfahrung KZ häufig funktionalisiert zum „Instrument im Glaubenskampf“.<sup>11</sup>

Es ist genau diese Dichotomie, die Walser beschreibt und kritisiert. „Jeder kennt die geschichtliche Last, die unvergängliche Schande, kein Tag, an dem sie uns nicht vorgehalten wird.“ Aber, so Walser, man solle sich nicht einbilden, durch Beizichtigen und Selbstbeizichtigung „die Seite der Beschuldigten“ verlassen zu können. Die Rede wendet sich gegen die „Monumentalisierung der Schande“ im Holocaustdenkmal und vermutet dahinter einen „negativen Nationalismus“, „eine Banalität des Guten“.<sup>12</sup>

Lebhaft blieb in Erinnerung, wie da Bubis, Walser und Schirrmacher auf Einladung der *FAZ*, vor der TV-Kamera,<sup>13</sup> beieinander saßen und um jeden Preis aneinander vorbeiredeten. Walser kritisiert die Medien, deren „Einschüchterungsmittel“, die „Drohoutine“ und Instrumentalisierung des Holocaust, die „Moralkeule“ und das „Lippengebet“,<sup>14</sup> nicht das Erinnern an die Shoah selbst,

<sup>9</sup> Martin Walser: Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Mit einer Laudatio von Frank Schirrmacher. Frankfurt/M. 1998. Auch in ders.: Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998. Frankfurt/M. 1998. Wieder in: Die Walser-Bubis-Debatte. Eine Dokumentation. Hg. v. Frank Schirrmacher. Frankfurt/M. 1999, S. 7–17, hiernach zit. Dort auch eine Reaktion Walsers auf den Vorwurf, in seinem Buch komme Auschwitz nicht vor, S. 12: „Nie etwas gehört vom Urgesetz des Erzählens, der Perspektivität.“

<sup>10</sup> In den Auseinandersetzungen um den späteren Roman hat sich das Muster wiederholt. Vgl. Bill Niven: Martin Walser's *Tod eines Kritikers* and the Issue of Anti-Semitism. In: German Life and Letters. New Series. Volume LVI, No. 3, July 2003, S. 299–311, insb. S. 306 f., S. 310. *Tod eines Kritikers* erschien zuerst Frankfurt/M. 2002. Niven macht Ironie und Distanzierung als erzählerische Mittel geltend, die in der Kritik des Romans als antisemitisch unterschlagen würden.

<sup>11</sup> Bodo Morshäuser: Hauptsache Deutsch. Frankfurt/M. 1992, S. 203. Vgl. ebd. S. 113: „Die einen erinnern an *Adolf Hitler*, weil sie damit gehört werden. Die anderen erinnern an *Auschwitz*, weil sie damit gehört werden. Hauptsache Deutsch.“

<sup>12</sup> Die Walser-Bubis-Debatte (Anm. 9), hier S. 11, 13.

<sup>13</sup> Am 15. Dezember 1998 druckte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* das Gespräch zwischen Bubis und Walser ab, das zuvor in den Räumen der *FAZ* aufgezeichnet wurde. Für Walser, den Ignatz Bubis am 13. Oktober und 9. November einen „geistigen Brandstifter“ genannt hatte, wurden die Angriffe danach nicht geringer. Vgl. etwa Wolfgang Ullmann: „‘Sagen wir mal ...’ Fragen an Martin Walser nach seinem Gespräch mit Ignatz Bubis“. In: Freitag 52/1, 18. 12. 1998. Vgl. auch: Die Walser-Bubis-Debatte (Anm. 9), S. 34 f., 81.

<sup>14</sup> Die Walser-Bubis-Debatte (Anm. 9), S. 13.

was Bubis immer wieder unterstellt.<sup>15</sup> Und Johann, der autobiografisch gefärbte Romanheld, erlebt seine eigene Wirklichkeit als Kind, ohne deshalb die Zeit des Nationalsozialismus beschönigen oder bagatellisieren zu müssen. Aber in die Diskurse über den Holocaust drängen sich immer wieder Haftungen auf Totalität herein, die das Sprechen über ihn (unter anderem) so schwierig werden lassen. Aus jeder Geschichte muss die Geschichte, aus jedem Detail das Epochengemälde ableitbar sein, sonst nämlich könnte die Rede darüber nicht ausschließlich moralisch im Sinne einer Volkspädagogik sein, was sie allem Anschein nach immer noch soll, muss, nicht aufhören kann zu sein. Hier zeigt sich eine merkwürdige Schere diskursiver Praxis.

Je deutlicher sich die deutsche Nation emanzipiert, souverän geworden in der letzten Dekade des alten Jahrtausends, desto inniger beschwört sie eine ritualisierte Erinnerung, die immerfort entlarven, offen legen, überführen will. Claude Lanzmann, als Franzose, hat dies, mit dem gewaltigen Unternehmen seiner filmischen *Shoah*, bereits früh vorexerziert.<sup>16</sup> Gegen die rituelle Anprangerung, die im Fernsehen mit den billigsten Mitteln der Dramatisierung unterstrichen wird – Schlagschatten, tragende, tiefe Streicher, dumpfe Bassschläge, Überraschungseffekte –,<sup>17</sup> setzt sich aber ein Klima durch der Aufweichung verbotener Zonen. Vieles ist in den letzten Jahren möglich geworden. Es gibt eine (fiktionale) Entgrenzung des Redens über den Holocaust, die nicht leugnet oder relativiert, und doch ganz anders verfährt als noch vor kurzem. Einerseits die unsäglich langatmigen Verhandlungen über eine Gedenkstätte für die Opfer des Völkermordes in Berlin, andererseits die Einfühlung in den Täterkreis, wie in Marcel Beyers Roman *Flughunde* oder gar in die Täter selbst, wie in Bernhard Schlinks Narration

<sup>15</sup> Bubis ginge es, so betont Anne Fuchs, nicht um das Spektakel medialer Repräsentation der Shoah, sondern um die Anerkennung der je einzelnen Opfer, die Walser verwehre: „real reminders of the real deaths of real people with real lives“. Anne Fuchs: Towards an Ethics of Remembering. The Walser-Bubis-Debate and the Other of Discourse. In: The German Quarterly 75.3, Summer 2002, S. 235–246, insb. S. 242–245, zit. S. 244.

<sup>16</sup> Claude Lanzmann (Buch, Regie): Shoah / Shoah. Frankreich 1974–1985, 566 Min. Dokumentarfilm, teils schwarzweiß.

<sup>17</sup> Als besonders sinnfälliges Beispiel kann Guido Knopps *Holocaust* Mehrteiler gelten, Oktober, November 2000. Die ZDF-Dokumentation ist, parallel zu den Ausstrahlungen der sechs Folgen, als Video-Paket vermarktet worden. Teil 1: *Menschenjagd*, 2: *Entscheidung*, 3: *Ghetto*, 4: *Mordfabrik*, 5: *Widerstand*, 6: *Befreiung*. Ebenfalls bei C. Bertelsmann erschienen ist das Buch *Holocaust* von Guido Knopp, München 2000, sowie bei BMG Wort die Hörbuchversionen als MC- oder CD-Versionen. Zum Kontext der Reihe vgl. den obigen Beitrag: *Reden nach Auschwitz*, dort Anm. 12 auf S. 12.

*Der Vorleser*.<sup>18</sup> Einerseits der Streit der Historiker, mit Nachspielen, andererseits die Texte von Imre Kertész, der im *Roman eines Schicksallosen* die Normalität der Lager vor Augen führt, begreiflich macht, wie das hat funktionieren können, was die Historiker als völlige Singularität oder aber als Einzelfall unter vergleichbaren qualifiziert haben wollen.<sup>19</sup> Einerseits die Debatte über Goldhagen und dessen Kollektivvorwurf an eine Gesellschaft der Täter,<sup>20</sup> andererseits die ironischen, komischen Verdrehungen und Brechungen bei George Tabori, etwa in *Mein Kampf*, oder in den Filmen von Roberto Benigni oder Radu Mihaileanu, *Das Leben ist schön* und *Der Zug des Lebens*:<sup>21</sup> das KZ als Märchen, das Leben eine Komödie. Das sind, meine ich, keine Entlastungsdiskurse, keine vordergründige Entsühnung, und doch lassen sie anders, vielleicht vernünftiger und klarer reden über einen Vorgang, der sonst unter einem unmittelbar empfundenen Schauer, angesichts der Größe des Verbrechens, verborgen blieb. Das Pathos, von jenem Unfassbaren als Unfassbares reden zu können, gleicht den Bewältigungsversuchen im Gefühl des Erhabenen. Letztlich bestätigt sich das erinnernde Subjekt als

<sup>18</sup> Marcel Beyer: *Flughunde*. Roman. Frankfurt/M. 1995. Bernhard Schlink: *Der Vorleser*. Roman. Zürich 1995. Vgl. auch den Essay des Autors Schlink: Auf dem Eis. Von der Notwendigkeit und der Gefahr der Beschäftigung mit dem Dritten Reich und dem Holocaust. In: *Der Spiegel* Nr. 19, 2001, S. 82–86, insb. S. 84, „Nicht allein, weil es die andere Seite [die der Opfer] ist, die anklagt, muss die Anklage stimmen“. Siehe auch vom Verfasser das Kapitel: Täter werden Opfer und vice versa. Mediatisierte Blicke auf die Epoche des Nationalsozialismus. Beyer — Schlink — Gstrein. In: Heinz-Peter Preußner: *Letzte Welten*. Deutschsprachige Gegenwartsliteratur diesseits und jenseits der Apokalypse. Heidelberg 2003, S. 268–299.

<sup>19</sup> Imre Kertész: *Roman eines Schicksallosen* [1975]. Aus dem Ungarischen v. Christina Viragh. Berlin 1996. Vgl. Hans Ulrich Wehler: *Entsorgung der deutschen Vergangenheit*. Ein polemischer Essay zum Historikerstreit. München 1988 sowie Wolfgang Wippermann: *Wessen Schuld? Vom Historikerstreit zur Goldhagen-Kontroverse*. Berlin 1997.

<sup>20</sup> Daniel Jonah Goldhagen: *Hitler's Willing Executioners*. Ordinary Germans and the Holocaust. New York 1996. Dt.: *Hitlers willige Vollstrecker*. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Übers. v. Klaus Kochmann. Berlin 1996. Vgl. die Entgegnung von Norman G. Finkelstein in ders. und Ruth Bettina Birn: *A Nation on Trial*. The Goldhagen Thesis and Historical Truth. New York 1998. Dt.: *Eine Nation auf dem Prüfstand*. Die Goldhagen-These und die historische Wahrheit. Übers. v. Bernd Leineweber, mit einer Einleitung von Hans Mommsen. Hildesheim 1998, dort S. 23–136. Siehe auch Martin Kött: *Goldhagen in der Qualitätspresse*. Eine Debatte über ‚Kollektivschuld‘ und ‚Nationalcharakter‘ der Deutschen. Konstanz 1999.

<sup>21</sup> George Tabori: *Mein Kampf*. Uraufführung 1987. Akademietheater Wien. Gedruckt in ders.: *Theaterstücke*. Aus dem Englischen übers. v. Ursula Grützmaker-Tabori, Peter Hirche und Peter Sandberg. 2 Bde. (hier Bd. 2). München, Wien 1994. Roberto Benigni (Regie, Darsteller und Drehbuch-Co-Autor): *Das Leben ist schön / La Vita è Bella*. Italien 1997, 124 Min. Radu Mihaileanu (Regie und Buch): *Der Zug des Lebens / Train de Vie*. Frankreich, Belgien, Rumänien, Niederlande 1998, 102 Min.

moralisches Selbst, weil es die Affektion der vorgestellten Grausamkeit, ihrer schieren Unfassbarkeit, ausgehalten hat.<sup>22</sup>

Walser sollte zum (konformen) Sprechen, zum „Meinungsdienst“ „mit vorgehaltener Moralpistole“ genötigt werden; zumindest hat er es so empfunden, so benannt und sich verweigert.<sup>23</sup> Andere, auf der Seite der Opfer, sprechen, und können über Jahrzehnte nicht gehört werden. Imre Kertész beschreibt in *Fiasko* die Entstehungs- und Verhinderungsgeschichte des *Romans eines Schicksallosen*. Niemand will ein Buch veröffentlichen, das den Lernprozess eines jungen Ungarn in Buchenwald und Auschwitz so plausibel und scheinbar unschuldig vorbringt. Als es dann 1975 in seinem Heimatland doch publiziert wird, kann man es totschweigen. Erst 1996 erscheint der Roman in einer deutschen Übersetzung.<sup>24</sup> Das ist nicht allein persönliches Missgeschick seines Autors, es ist auch nicht ausschließlich den politischen Umständen im Ungarn jener Jahre geschuldet.<sup>25</sup> Sätze wie die nachfolgend zitierten Zeilen des Schlusses dürfen und können vielleicht erst heute als die Provokation verstanden werden, die sie sein wollen:

es gibt keine Absurdität, die man nicht ganz natürlich leben würde, und auf meinem Weg, das weiß ich schon jetzt, lauert wie eine unvermeidliche Falle das Glück auf mich. Denn sogar dort, bei den Schornsteinen, gab es in der Pause zwischen den Qualen etwas, das dem Glück ähnlich war. Alle fragen mich immer nur nach Übeln, den „Greueln“: obgleich für mich vielleicht gerade diese Erfahrung die denkwürdigste ist. Ja, davon, vom Glück der Konzentrationslager, müßte ich ihnen erzählen, das nächste Mal, wenn sie mich fragen.

Wenn sie überhaupt fragen. Und wenn ich es nicht selbst vergesse.<sup>26</sup>

<sup>22</sup> Diesen Psychologismus hat bereits Kant eingehend beschrieben, *Kritik der Urteilskraft* (Anm. 8), §§ 23–29, S. 87–127.

<sup>23</sup> Die Walser-Bubis-Debatte (Anm. 9), S. 15.

<sup>24</sup> Imre Kertész: *Fiasko*. Roman [1988]. Aus dem Ungarischen v. György Buda und Agnes Relle. Berlin 1999, S. 47 f., 70 f., 123–131, 154 f., 440 f.

<sup>25</sup> Dies, gestaltet in kafkaesken Szenerien, der Hauptgegenstand von Imre Kertész' Roman *Fiasko*.

<sup>26</sup> Kertész: *Roman eines Schicksallosen* (Anm. 19), S. 287. Vgl. auch die Beschreibung der Ankunft in Auschwitz-Birkenau, S. 86 f., nach einer schier endlosen Fahrt im Eisenbahnwaggon: „Ich kann sagen, die Wartezeit ist der Freude nicht zuträglich [...], ja und dann hatte ich vielleicht das Ziel allzu heftig herbeigesehnt und es gerade darüber ein bißchen aus den Augen verloren, irgendwie war ich eher gleichgültig. Und dann habe ich das Ereignis auch ein bißchen verpaßt. [...] ich sah die Sonne aufgehen. Es war schön und im großen und ganzen interessant“.

### III. Fake statt Fiktion

Walser hat angeschrieben gegen die Zumutung, zum Reden, zum Bekenntnis gezwungen zu werden. Er hat noch einmal die Erfahrung gegen Wissen und Lernen ausgespielt, unwillkürliche gegen willkürliche Erinnerung gesetzt, das unbewusste Seelenleben, Affekte, subjektives Verdrängen und Vergessen reklamiert gegen die Normen und Werte einer kollektiven Identität, die für ihn nur geheuchelt war. Auch wenn er mit sprachlich-narrativen Mitteln vergegenwärtigen wollte, so hat er doch in der Form des Romans das lebendige, verkörperte Gedächtnis hochgehalten und gegen die politisch opportunen Formen der Erinnerung ins Spiel gebracht. Kurz: Martin Walser restituiert den individuellen Anteil am *kommunikativen* Gedächtnis und behauptet ihn gegen ein Gedächtnis des Willens,<sup>27</sup> gegen das *kollektive* und *kulturelle* Gedächtnis, wie Jan Assmann sagt. Letztere haben per se normativen Charakter.<sup>28</sup> Wenn die Narration in ihrer schriftlichen Verfasstheit auch Anteil hat an der gesellschaftlichen Normierung, an der Ausbildung eines semantischen, klar strukturierten und sinnbezogenen Gedächtnisses, so lässt die Fiktion doch Freiräume des Individuierten, des primär Visuell-Szenischen der Erinnerungsbilder,<sup>29</sup> die nicht sogleich in Wahrheitsaussagen überführt werden müssen.

Anders verhält es sich im Falle der *Erinnerungen* des Benjamin Wilkomirski, alias Bruno Doessekker, die 1995 im renommierten Jüdischen Verlag, im Hause Suhrkamp also, erschienen sind. Der Text konnte zum Vorzeigestück der Shoah-Literatur avancieren, weil in ihm alle Erwartungshaltungen bedient wurden, die das kollektive und kulturelle Gedächtnis für die Opferrolle bereithält. *Die Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948* berichten von Lageraufenthalten des jüdischen Knaben in Majdanek und Auschwitz und sie funktionierten als fingierte Authentizität, weil sie lieferten, was erinnert werden will.<sup>30</sup> Anders gesagt, wird die Erinnerung des Wilkomirski vom kollektiven und kulturellen Gedächtnis aus

<sup>27</sup> Die Wendung „Gedächtnis des Willens“ stammt von Friedrich Nietzsche und findet sich in der zweiten Abhandlung *Zur Genealogie der Moral*, die über ‚Schuld‘, ‚Schlechtes Gewissen‘ und ‚Verwandtes‘ handelt, hier der erste Absatz. Nach der *Kritischen Studienausgabe*. Hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. 5. München, 3. Aufl. 1993, S. 245–412, hier zit. S. 292.

<sup>28</sup> Jan Assmann: Religion und kulturelles Gedächtnis. Zehn Studien. München 2000, S. 15, 19, 37, 41, 113, 115, 118. Zum „kommunikativen Gedächtnis“ ebd., insb. S. 13, vgl. auch S. 19.

<sup>29</sup> Vgl. Assmann: Religion und kulturelles Gedächtnis (Anm. 28), S. 12.

<sup>30</sup> Benjamin Wilkomirski: *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948*. Frankfurt/M. 1995.

entworfen;<sup>31</sup> die Authentizität also ist reine Fiktion, die, weil sie so entschieden behauptet wird, bereits eine Lüge darstellt. Wilkomirski war nie in einem KZ interniert, seine ganze Vorgeschichte existiert nur als typologisches Konstrukt, einschließlich des vorgegebenen Namens. Deshalb konnte der Vorfall sich auch zum großen Literaturskandal auswachsen.

Bruno Doessekker hat gefälscht: nicht allein seine *Bruchstücke*, sondern auch die dazu passende Biografie. Er hat sein Leben nach dieser Fälschung modelliert, die ihm den Opferstatus einräumt und ihn darin anerkannte. Daniel Ganzfried zeichnet in seinem Buch von 2002, ... *alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie*, die Verquickung beider Ebenen nach. Das Problem, so Ganzfried, liege gerade im Mangel an konkreter Erinnerung.<sup>32</sup> Es gibt keinen Referenten, und die Unmöglichkeit, ihn zu finden, wird aus der Struktur der Erinnerung begründet. Doessekker, alias Wilkomirski, thematisiert dies selbst und versucht eine Immunisierung gegen alle Einwände vorab zu erreichen:

Meine frühesten Erinnerungen gleichen einem Trümmerhaufen einzelner Bilder und Abläufe. Brocken des Erinnerns mit harten, messerscharfen Konturen, die noch heute kaum ohne Verletzung zu berühren sind. Oft chaotisch Verstreutes, chronologisch nur selten zu gliedern; Brocken, die sich immer wieder beharrlich dem Ordnungswillen des erwachsen Gewordenen widersetzen und den Gesetzen der Logik entgleiten.

Will ich darüber schreiben, muß ich auf die ordnende Logik, die Perspektive des Erwachsenen verzichten. Sie würde das Geschehene nur verfälschen.<sup>33</sup>

Vergleicht man diesen (fingierten) Hang zur Unmittelbarkeit, so fällt eine offensichtliche Diskrepanz auf: Die Autobiografie als literarische Form räumt einen Anteil an Fiktionalität durchaus ein. Schon die Formung durch Narration ersetzt das sprunghafte individuelle Gedächtnis, das von Wilkomirski angeblich wieder sein Recht erhalten soll. Man könnte sogar, gegen den Autor Doessekker, von der Konstruiertheit jedweder Erinnerung sprechen, die sich aber dennoch von einer objektiven Lüge abhebt. In der herkömmlichen Autobiografie, wie sie sich seit

<sup>31</sup> Vgl. Assmann: Religion und kulturelles Gedächtnis (Anm. 28), S. 17. „Das Kollektivgedächtnis ist besonders anfällig für politisierte Formen der Erinnerung.“

<sup>32</sup> Daniel Ganzfried: ... *alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie*. Hg. v. Sebastian Hefti. Darin, neben einem Vorwort, Beiträgen, Gesprächen und Dokumenten die Erzählung Ganzfrieds: Die Holocaust-Travestie, S. 17–154, hier S. 43.

<sup>33</sup> Wilkomirski: *Bruchstücke* (Anm. 30), S. 7 f.; vgl. den Topos der eingebrannten oder glasklar hervortretenden Bilder, S. 92, 94, 98, 101.

dem 18. Jahrhundert als literarische Form ausgebildet hat,<sup>34</sup> hält man, wie in der Historiographie, am Anspruch auf Wahrheit und Wahrhaftigkeit in der Schilderung von Ereignissen und in der Darstellung innerer Gemütszustände durchaus fest; diese Realitätsorientierung aber wird zugleich unterwandert durch die rein subjektive Erinnerung – durch die Lebenszeit des nachdenkenden Protagonisten überformt, durch das selektive Erinnern verzerrt, durch Verdrängen geschönt, schließlich in der sprachlichen Darstellung nachträglich geordnet, mit Sinn versehen und so in übergreifende Deutungsversuche des Zeitalters überführt.<sup>35</sup>

Goethe notierte apodiktisch als Grundmotiv der Autobiografie, das Interesse am Individuellen gehe vor, das „Allgemeine findet sich von selbst, dringt sich auf, erhält sich, vermehrt sich“.<sup>36</sup> Es soll, wie bei Walser, die Sicht eines Einzelnen sein, zu dem das kollektive Gedächtnis hinzutrete. Die Außenwelt reduziert sich auf das rein notwendige Erscheinen, der Interessenmittelpunkt der klassischen Autobiografie ist das Ich.<sup>37</sup> Umgekehrt gibt es in der Autobiografie der Goethezeit aber auch einen „Zwang zum Allgemeinen“, der die Pole von Welterfahrung und individuellem Lebenslauf zusammenhält.<sup>38</sup>

Nach den gleichen Regeln funktioniert der Kunstgriff einer fiktionalisierten Eigenbiografie: Autorenname und Name der fiktionalen Figur differieren; der Leser hat allerdings Gründe, zumindest von partieller Identität oder Ähnlichkeit der beiden auszugehen, wie im Falle Walsers, während der Autor „es für richtig

<sup>34</sup> Vgl. Günter Niggel: *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung.* Stuttgart 1977. Ebenso Georg Misch: *Geschichte der Autobiographie.* IV. Bd., 2. Hälfte. Von der Renaissance bis zu den autobiographischen Hauptwerken des 18. und 19. Jahrhunderts. Bearbeitet von Bernd Neumann. Frankfurt/M. 1969; hier insb. über Jean-Jacques Rousseau, Karl Philipp Moritz und Johann Wolfgang von Goethe, S. 831–955; zur neuen Form der Selbstbiografie, die durch Rousseau ausgebildet wurde, S. 837, 839.

<sup>35</sup> Vgl. Günter Niggel: *Autobiographie.* In: *Literatur-Lexikon.* Hg. v. Walther Killy. Hier Bde. 13 u. 14. Begriffe, Realien, Methoden. Hg. v. Volker Meid. Bd. 13, Gütersloh, München 1992, S. 58–65, insb. S. 59 f. Siehe auch Jean Starobinski: *The Style of Autobiography* [1971]. Ins Engl. übers. v. Seymour Chatman. In: *Autobiography. Essays Theoretical and Critical.* Hg. v. James Olney. Princeton 1980, S. 73–84, hier S. 78 f.

<sup>36</sup> Johann Wolfgang von Goethe: *Über Autobiographie* [aus dem Nachlass]. Hamburger Ausgabe (HA) der Werke Goethes. Hg. v. Erich Trunz, Bd. 10. 10., durchges. Aufl. 1994, S. 536, vgl. S. 780 f. Siehe auch ders.: *Dichtung und Wahrheit.* HA Bd. 9, S. 7; Bd. 10, S. 187.

<sup>37</sup> Vgl. Roy Pascal: *Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt* [1960]. Übers. v. M. Schaible. Überarb. v. Kurt Wölfel. Stuttgart u. a. 1965, S. 21.

<sup>38</sup> Klaus-Detlef Müller: *Die Autobiographie der Goethezeit. Historischer Sinn und gattungsgeschichtliche Perspektiven.* In: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung.* Hg. v. Günter Niggel. Darmstadt 1989, S. 459–480, hier insb. S. 463 f.

hält, diese Identität zu leugnen oder sie doch wenigstens nicht zu bestätigen“. Man könnte hier mit Lejeune von der Kategorie des „autobiographischen Romans“ sprechen, der sich grundsätzlich von der Autobiografie unterscheidet, was den Anspruch auf Wahrhaftigkeit der Person betrifft. Johann und seine Welt müssen nicht mit Walsers Kindheits- und Jugenderlebnissen von 1932 bis 1945 kongruent sein. Details freilich sprechen für viele Überschneidungen, Entlehnungen aus der Welt der autobiografischen Referenten.<sup>39</sup> Und so wird eben doch der Autor bezichtigt, ausgelassen, verdrängt und geschönt zu haben, wo wir doch nur eine Fiktion, keinen Tatsachenbericht vorgelegt bekommen.

Für Wilkomirski muss der Maßstab enger sein. Er wählt bewusst die erste Person als Erzählform der klassischen Autobiografie;<sup>40</sup> und er verfährt, ebenso klassisch, auf „systematische Weise retrospektiv“,<sup>41</sup> auch wenn er den Fragmentcharakter und das Unwillkürliche der Erinnerung – letzteres wie Walser – hervorhebt.<sup>42</sup> „Die ersten Bilder tauchen auf, vereinzelt nur, als Auftakt quasi, Blitzlichtern gleich, ohne sicheren Zusammenhang, aber scharf und deutlich. Bilder nur, noch kaum begleitet von eigenem Denken.“ (B 8) Wilkomirski reklamiert den Anspruch des Dokumentarischen für sich und bleibt doch eklatant unpräzise. Ekelempfindungen und grausamste Torturen<sup>43</sup> lösen sich mit Relativierungen des Wahrgenommenen, mit Einschränkungen des *vielleicht* ab,<sup>44</sup> die allein auf die Perspektive des Kindes zurückgeführt werden, die angeblich auch vom erinnernden Erwachsenen beibehalten sein soll;<sup>45</sup> „und hier verlöscht mein Erinnern in einem langen, sehr langen, grauen Nebel“, heißt es einmal symptomatisch. (B 90) Alle Vergleiche zielen ins Große, Unendliche, Unsagbare, rühren also ans Erhabene. Und alle Erinnerung scheint „sehr weit weg und sehr lange her“;<sup>46</sup> gleich-

<sup>39</sup> Vgl. Philippe Lejeune: Der autobiographische Pakt [1975]. Übers. v. Hildegard Heydenreich. In: Die Autobiographie. Hg. v. Niggli (Anm. 38), S. 214–257, hier S. 229. Siehe auch Paul Jay: Being in the Text. Self-Representation from Wordsworth to Roland Barthes. Ithaca, London 1984, hier insb.: Joyce and Proust. The Theory of Fictional Autobiography, S. 142–153.

<sup>40</sup> Seltener ist die Autobiografie in der dritten Person; es besteht hier „eine Identität von Erzähler und Hauptfigur [...], ohne daß die erste Person verwendet wird“. Lejeune: Der autobiographische Pakt (Anm. 39), S. 218, 220. Zwischen Autobiografie und Tagebuch existiert keine Differenz hinsichtlich grammatikalischer Person, Erzählhaltung oder Hauptfigur.

<sup>41</sup> Vgl. Pascal: Die Autobiographie (Anm. 37), S. 14, 15, 21.

<sup>42</sup> Wilkomirski: Bruchstücke (Anm. 30), S. 103. Im Folgenden Einzelbelege im Text in Klammern, Seitenzahl nach Sigle B. Sammelbelege und Kommentare weiterhin in den Fußnoten.

<sup>43</sup> Ebd., S. 10, 20, 38, 41, 52, 60, 67, 76 f., 79, 81, 87, 97, 98 f., 108 u. ö.

<sup>44</sup> Ebd., S. 9, 28, 41, 44, 47.

<sup>45</sup> Dagegen spricht etwa die Reflexion auf S. 39 in ebd.

<sup>46</sup> Ebd., S. 12, 19, zit. S. 21, auch S. 130.

sam „Gedächtnisbrocken, [...] wie Urgestein in einem großen Geröllfeld frühen Erinnerns“. (B 28) Die aktuellen Sinnesdaten scheinen verwirrt, die Organe, allen voran die Augen, beschädigt. (B 41) Dann sind es die Ohren, die nur noch ‚Totenstille‘ registrieren: „Was ist geschehen, warum kann ich nichts hören? Wo sind meine Ohren – ich habe meine Ohren verloren!“, denkt das panische Erinnerungs-Ich. (B 70) Wahrnehmung kann durch äußere Umstände ausgeschlossen oder durch Überforderung der Rezeptoren unmöglich werden. Ein längeres Beispiel: Beim Transport in ein anderes Lager – „Ich weiß nicht mehr, wie es kam, da befand ich mich schon in einer Gruppe“ – ist

keine Bewegung, kein Blick nach außen möglich. [...] Ein Taumel überkam mich, der mich kaum etwas erkennen ließ. Irgendwann bin ich wohl eingeschlafen. / Meine Erinnerung hat nur das Ende der Fahrt aufbewahrt, und auch das nur lückenhaft, verwirrend, in zerbrochenen Bildern, schwer zu ordnen, zu viele Stücke fehlen. // Ein fürchterlicher Lärm schreckt mich auf, reißt mich jäh ins Bewußtsein zurück. Ich bin eingeklemmt zwischen Erwachsenen; ich werde gerüttelt, gestoßen, geschoben. Sehen kann ich nichts. In den Lärm mischt sich anhaltendes übermächtiges Schreien und Brüllen wie aus tausend Kehlen. (B 84)

Je weiter der Text voranschreitet, und je weniger aufgenommen und durchdrungen werden kann, desto mehr nehmen die Metaphern von Nebel und Dämmerlicht zu. Alles verschwimmt ins Dumpfe, und die Phrase „ich erinnere mich nicht mehr“ wird inflationär.<sup>47</sup> Mit Karola, dem etwas älteren Mädchen, versteht sich der kleine Benjamin; doch die Last will nicht abfallen: „Wir lebten unter den Lebenden, aber doch nicht richtig dazugehörend – Tote eigentlich, auf einem illegalen Urlaub, nur irrtümlich am Leben Gebliebene.“ (B 77)

Nach der Befreiung aus den Lagern geht die Tortur weiter. Das Erlebte soll, in einem Kinderheim in der Schweiz, vergessen werden: „Das mußt du jetzt vergessen! Vergessen, wie einen bösen Traum“, sagt man Benjamin. Und abermals: „Es war nur ein böser Traum.“ (B 115)<sup>48</sup> Doch genau dies Vergessen ist nicht zu leisten. Vielmehr überträgt das Kind Wilkomirski das Vergangene auf die Zeit unmittelbar nach Kriegsende. In der Analogie wird auch das Kinderheim in der Schweiz zum KZ. Holzpritschen, Ofenklappen, alles erinnert das Kind an die Internierung und zwingt es, angeblich, zur Identifikation. (B 117) Aus der Figur des Schulstoffs, dem Wilhelm Tell, wird ein sadistischer SS-Mann, aus der Lehrerin die Wärterin. (B 121) Beim Ausflug in die Berge überblendet das erinnernde

<sup>47</sup> Ebd., S. 92, 105, 107 insb.

<sup>48</sup> Erneut ähnlich ebd., S. 139.

Ich einen Skilift mit der Todesmaschinerie der Vernichtungslager. „Der Heimleiter war also der Henker und er tat seine Arbeit schnell.“ (B 132 f.) Und deshalb verweigert Benjamin schlüssig die Anerkennung der realen Verhältnisse: „Befreiung!? Das ist nicht wahr! Nein, so ist es nicht gewesen! Das ist Betrug! So war es nicht!“, deklamiert der kleine in der Erinnerung des großen Wilkomirski. (B 138)

Jan Assmann spricht, mit Bezug auf Doessekkers fingierte Autobiografie, recht vorsichtig von ‚Konfabulationen‘, wie sie zwischen Klient und Analytiker in der psychoanalytischen Praxis auftreten. Die falschen Erinnerungen (oder *false memory*) geben als erlebt aus, was der andere hören will. Hier nur von ‚Gedächtnisstörung‘ zu reden, wie Assmann, scheint mir aber entschieden zu verständnisvoll.<sup>49</sup>

#### IV. Geschichtsfiktion

Alle Erinnerung an die Geschehen des Zweiten Weltkrieges steht vor einem paradigmatischen Umbruch. Die Generation derjenigen, die selbst als Täter oder Opfer Zeugen wurden, stirbt unweigerlich aus. Insofern ist die Transformation vom kommunikativen ins kulturelle Gedächtnis vorgegeben; sie ist eine Generationenfrage. „40 Jahre bedeuten eine Generationenschwelle: das Ende der Generation der Zeitzeugen und der Übergang aus der gelebten, verkörperten Erinnerung in die von Generation zu Generation weiterzugebende Tradition“, bemerkt Assmann.<sup>50</sup> Nur partiell wird dieser Prozess durch Schriftlichkeit korrigiert. Das Geschriebene überdauert; aber nicht alles Verschriftete wird bewahrt in den Zeiten der Massenkommunikation. Wessen sich eine spätere Epoche erinnern soll aus dem Fundus des Niedergeschriebenen, wird jetzt, in der Schwellenzeit des Übergangs, festgelegt. Umso bedeutender ist deshalb nicht allein die Frage, wie die NS-Zeit erlebt, wie in den KZ gelitten wurde, sondern auch, ob Deutsche sich selbst zu Opfern erklären dürfen. Auch hier zeigt sich ein Wandel, ähnlich dem Umgang mit dem Holocaust. Man hat, etwa mit Bezug auf W. G. Sebalds *Luftkrieg und Literatur* oder auch auf Jörg Friedrichs *Der Brand*,<sup>51</sup> von einem Tabu-

<sup>49</sup> Assmann: Religion und kulturelles Gedächtnis (Anm. 28), S. 14. Vgl. zur Abwägung von konstruktiven Anteilen der Erinnerung einerseits und der ontologischen Differenz zwischen dokumentarischen und fiktionalen Narrationen andererseits Fuchs: Towards an Ethics of Remembering (Anm. 15), S. 238, mit Rekursen auf Hayden White, James E. Young u. a.; vgl. ebd., S. 235.

<sup>50</sup> Assmann: Religion und kulturelles Gedächtnis (Anm. 28), S. 29.

<sup>51</sup> W. G. Sebald: Luftkrieg und Literatur. München, Wien 1999. Jörg Friedrich: Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940 – 1945. O. O. [München] 2002.

bruch gesprochen, der eben eine Verkehrung von Täter- und Opfermustern impliziere.

Das gleiche gilt für den Roman von Gert Ledig, *Vergeltung*.<sup>52</sup> Das soziale kollektive Gedächtnis (den Terminus von Maurice Halbwachs nochmals zu übernehmen)<sup>53</sup> entdeckt hier einen alten Text, ein fiktionales Dokumentieren, wieder als das nun erneut Zeitgemäße. Ledig schildert die Wirkungen alliierter Bombenangriffe in nüchterner Objektivität; und zugleich präsentiert er sie unmittelbar, quasi als Sensation.<sup>54</sup> Dennoch wurde diese Fiktion, der Roman erschien erstmals 1956, als Spur der Erinnerung an diese Erfahrung vergessen. Einst hochgelobt, sind der Autor und seine Werke zwischenzeitlich nahezu unbekannt. Es gibt das Dokument, doch es wird übersehen. Aber existent sind Versuche, die Deutschen als Opfer des Luftkrieges zu beschreiben, durchaus.<sup>55</sup>

Die Tabuwirkungen der Opfer-Täter-Diskurse, die eine unvoreingenommene Aufnahme und Bewertung ausschließen, resultieren aus übergroßer Schuld; deshalb werden die Tabus gesetzt und zugleich gebrochen. Dasselbe gilt auch für die umstrittene *Novelle* von Günter Grass, *Im Krebsgang*, die 2002 erschienen ist. Sie thematisiert ihre Funktion selbst, die sie in den nachfolgenden Debatten einnehmen sollte: „Mochte doch keiner was davon hören, hier im Westen nicht und im Osten schon gar nicht. Die *Gustloff* und ihre verfluchte Geschichte waren jahrzehntelang tabu, gesamtdeutsch sozusagen.“<sup>56</sup> Deshalb holt die Fiktion die Erinnerung nach, die verdrängt wurde. Nur im Internet, so die Geschichte, schlage die Verdrängung um in eine rechtsradikale Legendenbildung. (K 63) Erinnerung als ein Prozess der Konstruktion ist dem Werk so sehr zu eigen, dass es gleich mit der Frage nach historischer Distanz beginnt: „Warum erst jetzt?“ sagte jemand,

<sup>52</sup> Gert Ledig: *Vergeltung*. Roman [1956]. Mit einem Nachwort von Volker Hage. Frankfurt/M. 1999. Vgl. dazu Gregor Streim: Der Bombenkrieg als Sensation und als Dokumentation. Gert Ledigs Roman *Vergeltung* und die Debatte um W. G. Sebalds *Luftkrieg und Literatur*. In: Krieg in den Medien. Hg. v. Heinz-Peter Preußner. Amsterdam, New York 2004, etwa S. 293–312, im Erscheinen.

<sup>53</sup> Vgl. Assmann: Religion und kulturelles Gedächtnis (Anm. 28), S. 114. Der Titel von Maurice Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis*, erschien in dt. Übersetzung Stuttgart 1967.

<sup>54</sup> Auch dazu Streim: Der Bombenkrieg als Sensation und als Dokumentation (Anm. 52). Vgl. vom Verfasser den nachfolgenden Beitrag: Betrachten und Vorstellen (nähere Angaben dort).

<sup>55</sup> Sebald geht selbst in Replik auf die erhobenen Einwände zu den *Züricher Vorlesungen* von 1997 ein. Vgl. in der Neuausgabe W. G. Sebald: *Luftkrieg und Literatur*. Mit einem Essay zu Alfred Andersch. Frankfurt/M. 2002, S. 75–110, insb. S. 85–87.

<sup>56</sup> Günter Grass: *Im Krebsgang*. Novelle. Göttingen 2002, hier S. 31, vgl. S. 140, 50. Weitere Einzelbelege im Text in Klammern, Seitenzahl nach Sigle K.

der nicht ich bin.“ (K 7) Grass gibt nicht vor, authentisch zu sein, wie Wilkomirski; er erzählt seine Geschichte aber auch nicht als fikionalisierte Autobiografie, wie Walser. Die Novelle ist ein Konstrukt, um Geschichte begreifbar zu machen. Sie hat dezidiert aufklärerischen Charakter.

Aus dem Heute entwirft sich die Frage, weil sie sich existenziell aufdrängt. Der Ich-Erzähler, ein Journalist, kann nur mit der Inversion der Frage zur Feststellung „Weil jetzt erst...“ antworten, die naturgemäß keine Antwort ist. Im Fortgang des Textes aber zeigen sich vielfältige familiäre Verflechtungen, die eine Anbindung des eigenen (fiktionalen) Erlebens an die Geschichtsschreibung plausibel werden lässt. Die Mutter, Tulla Pokriefke, ging mit dem Erzähler schwanger, als das Unglück die vorzeitige Geburt unseres Helden einleitete. (K 147) Konrad, kurz Konny, der Sohn des Ich-Erzählers wiederum, rekapituliert die alte Konfrontation, die dem Schiff *Gustloff* den Namen gab. So reicht die gesamte erzählte Zeit über hundert Jahre zurück. Sie beginnt mit der Geburt des Wilhelm Gustloff 1895 in Schwerin (K 9) und endet mit dem wiederholenden Attentat, das Täter und Opfer vertauscht; auch hier also eine Inversion. Konny ermordet den vorgeblichen Juden mit Namen David, eigentlich Wolfgang Stremplin, (K 182) so wie einst David Frankfurter, stellvertretend für alle Juden, 1936 den Wilhelm Gustloff, „Blutzeugen der nationalsozialistischen Bewegung“, erschossen hatte. (K 28 f.) Nach Letzterem wurde das KdF-Schiff benannt, das in der eisigen Ostsee am 30. Januar 1945 versenkt wurde und als größte Schiffskatastrophe aller Zeiten in die Geschichtsbücher einging. (K 134) Und auf eben jenem Schiff befand sich die Mutter des Erzählers, hochschwanger. Als letzte handlungskonstitutive Figur tritt – immer wieder – Alexander Marinesko auf, der sowjetische Kapitän jenes U-Bootes, das die *Gustloff* torpedierte. (K 13)

Grass betreibt eine Durchmischung in Gestalt des konnektiven, gemeinschaftsbildenden Gedächtnisses:<sup>57</sup> Das Individuelle ist das Allgemeine. Im eigenen Erfahrenen spiegelt sich der Weltprozess. Die Methodologie der Schichtungen des Erzählten ist Programm und Titel zugleich. Die Narration bewegt sich im Krebsgang vorwärts, mit immer wieder retardierenden Elementen, mit dem Ineinanderschachteln einzelner Geschichtebenen statt chronologischer Narration. Wie Querschnitte durch die Räume fungiert die Zeit. So springt der Erzähler mühelos von einem Ort zum anderen, um die Parallelität der Ereignisse zu vergegenwärtigen. Umgekehrt kommt er auch „der Zeit eher schrägläufig in die Quere“, eben „nach Art der Krebse, die den Rückwärtsgang seitlich ausscherend

<sup>57</sup> Assmann: Religion und kulturelles Gedächtnis (Anm. 28), S. 108–114.

vortäuschen“ (K 8–9) Verbinden die Räume die Zeitgleichheit der Handlungsstränge, so reichen die Analogien des Stoffes über die Epochenschranken hinweg. Hier auch verquicken sich Fiktion und Realgeschichte. Der engste Personenkreis, rund um den Erzähler, bleibt Fiktion, die Handelnden der Geschichte hingegen werden nach den Vorgaben der Geschichtsbücher (oder eigener Einschätzungen) taxiert, wie einstmal in Tolstois *Krieg und Frieden*; nur eben mit der Abänderung der Chronologie in die Schichtungen der Zeitverhältnisse. „Kurzgefaßt könnte es jetzt heißen: Und dann begann der Krieg. Aber das geht noch nicht.“ So also kommt der Erzähler sich und dem Erzählten immer wieder in die Quere. (K 78) Er schiebt auf und wiederholt, erläutert und reicht nach, erinnert und verbessert in einem fort, weshalb die Gattungsbezeichnung Novelle, nebenbei gesagt, wohl recht unpassend ist.

Was er bewahrt aber, ist allererst Geschichte. Hatte Wilkomirski die Erinnerung vom vorgefassten Opferbild aus entworfen und damit Authentizität als reine Fiktion betrieben, hatte Walser sich gegen die Normierungen des kollektiven Gedächtnisses aufgelehnt und das Individuelle gegen das Allgemeine behauptet, so korrigiert Grass das Erinnern aus dem Horizont der Historiographie selbst. Die Transformation des Erlebten ins kulturelle Gedächtnis interessiert Günter Grass also, so befremdlich der Befund sein mag, genauso wenig wie Bruno Doessekker, alias Benjamin Wilkomirski.

# Betrachten und Vorstellen

## Inszenierte Unmittelbarkeit des Bombenkrieges in Fotografie, Roman und Geschichtsschreibung<sup>1</sup>

### I. Schock, Tod und Ekel: Medium Fotografie

Fotografien des Krieges funktionieren über die Affektion des Schocks, die sie nahezu zwangsläufig auslösen. Susan Sontag hat das in ihrem Essay *Regarding the Pain of Others* noch einmal konstatiert.<sup>2</sup> Bewegte Bilder in ihrem Verlauf, die unsere mediale Umwelt prägen, affizieren weniger direkt und haften schlechter. „Das Gedächtnis arbeitet mit Standbildern, und die Grundeinheit bleibt das einzelne Bild.“ Wenn es also um Diskurse der Erinnerung geht, „hinterlassen Fotografien eine tiefere Wirkung“. Sie sind „schnell zu erfassen und gut zu behalten“.<sup>3</sup> Sie bereiten den thematischen Schock der Kriegsgräuel quasi durch ihre mediale Bedingtheit vor. Jede Fotografie sprengt Teile aus einem ungegliederten Zeitfluss. Das Kontinuum zerfällt in den Moment eines Augenblicks, der einen aktiven Betrachter benötigt, denn Zeitlichkeit bringt allein die Anschauung. Weil Lebendiges aber auf chronologischen Zusammenhang existenziell angewiesen ist, weil es das Seiende selbst ausmacht, erinnert seine Zerstörung an den Tod. Ein Tremendum, das Roland Barthes in seinem Essay *Die helle Kammer* aufzeigt.<sup>4</sup> Unbeweglich sind die Fotografien wie die Verstorbenen, die sie im Bilde erinnernd wach halten: aber nur als Entlebendigte. Der Tod sei das *eidōs* der

<sup>1</sup> Der hier wiedergegebene Aufsatz ist die deutsche Fassung des Vortrags „Regarding and Imagining. Contrived Immediacy of the Allied Bombing Campaign in Photography, Novel, and Historiography“ anlässlich der Interdisciplinary Conference, German Suffering/Deutsches Leid: Re(-)presentations, am 5. und 6. März 2004, Cornell University, Ithaca, NY, USA. Er erscheint zugleich in der Zeitschrift *ndl – Neue Deutsche Literatur*, 52. Jahr (2004). 558. Heft (August), S. 32–42. Für diesen Beitrag: © *ndl – Neue Deutsche Literatur*; Schwartzkopff Buchwerke 2004.

<sup>2</sup> Susan Sontag: *Das Leiden anderer betrachten*. Übers. v. Reinhard Kaiser. München 2003, S. 30.

<sup>3</sup> Ebd., S. 29.

<sup>4</sup> Roland Barthes: *Die helle Kammer*. Bemerkung zur Photographie [1980]. Übers. v. Dietrich Leube. Frankfurt/M. 1989, insb. S. 99–104.

Fotografie, meint Barthes.<sup>5</sup> Bei magisch denkenden Völkern wird auch darum das Fotografieren mit einem Seelenraub gleichgesetzt.<sup>6</sup> Die räumliche Kompaktheit und die zeitliche Punktualität der Fotografie lenken das Interesse, modifizieren die Erwartungshaltung. Die Kriegsfotografie schließlich redupliziert, was medial präformiert wurde im Verfertigen der Bilder selber. Sie zeigt Vergänglichkeit nicht im kontemplativen Blick des Melancholikers, sondern in der Unmittelbarkeit der Affektion. Auch der Band von Ernst Friedrich, *Krieg dem Kriege*, verstand sich als Schocktherapie, die militärische Operationen generell moralisch disqualifizieren wollte, indem er die Folgen mit einer Radikalität aufzeigte, die nur noch Abscheu und Ekel provozierte. 1924 publiziert, zeigte der Fotobildband die Entstellungen am Menschen, die der Erste Weltkrieg hinterließ: groteske Verstümmelungen insbesondere im Gesicht, an Opfern, die wie zum Hohn ihre Verwundungen überlebten und ohne Unterkiefer, ohne Nase weiterleben mussten, und die man vor der Öffentlichkeit verbarg.

Ekel, das wusste schon Kant, lässt sich nicht in eine *Betrachtung* des Schönen oder Erhabenen integrieren. Schlachtengemälde müssen sich davon freihalten, um die Distanz des Betrachters nicht zu unterminieren. Ansonsten lassen sich künstliche Vorstellung und Natur des Gegenstandes selbst nicht mehr unterscheiden.<sup>7</sup> Mit der Verwischung von Objekt und Empfindung, die den Ekel charakterisiert, schwindet zugleich die Gewissheit der Individuation. Der Ekel hat seine Ursache im genauen Hinsehen. In Bildern der Verwesung erkennen wir eine Antizipation der Auflösung, die uns als Subjekte noch ereilen wird. Georges Bataille hat die „Rückkehr zum gärenden Leben“ theoretisiert: Ekel ist ein Vorgefühl der „kommenden Vernichtung, die auf das Wesen, das ich bin, vollkommen herabsinken wird“. Wir sehen die Zersetzung des anderen und empfinden das Ungeschiedene, das in uns selbst arbeitet.

<sup>5</sup> Ebd., S. 24. Ähnlich bereits der frühe Siegfried Kracauer in seinem Essay: Die Photographie (Frankfurter Zeitung vom 28. 10. 1927). Erneut in ders.: Das Ornament der Masse. Essays. Mit einem Nachwort von Karsten Witte. Frankfurt/M. 1977, S. 21–39, dort insb. S. 35, 30. Vgl. auch Bernd Busch: Belichtete Welt. Eine Wahrnehmungsgeschichte der Fotografie. Frankfurt/M. 1995, S. 364–366.

<sup>6</sup> Noch in der Fotografie der Moderne wirkt die Furcht vor schwarzer Magie unbewusst nach. Vgl. Henri Cartier-Bresson: Der entscheidende Augenblick [1952]. In: Die Wahrheit der Photographie. Klassische Bekenntnisse zu einer neuen Kunst. Hg. v. Wilfried Wiegand. Frankfurt/M. 1981, S. 267–282, hier S. 274. Siehe auch Roland Barthes: Die Helle Kammer (Anm. 4), S. 21–23 sowie Friedrich Kittler: Grammophon, Film, Typewriter. Berlin 1986, S. 21.

<sup>7</sup> Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft [1790]. Hg. v. Karl Vorländer. Hamburg 1974, S. 166, § 48.

## II. Abbilder der Wirklichkeit: Index und Digitalisierung

Umso direkter spricht uns die Fotografie an, wenn sie Abscheu erregt. Wir wissen: Das Gezeigte ist Abbild eines Wirklichen, Lichtreflex eines tatsächlich leidenden Körpers. Ihre „existentielle eins-zu-eins-Korrespondenz“, so sagt Charles Sanders Peirce, verknüpft die Fotografie mit dem Gewesenen. Und über diese *Be glaubigung*, die nach Roland Barthes Fotografien immer sein wollen, affizieren die Schreckensbilder unmittelbar. Im Augenblick wird das betrachtende Selbst mit der eigenen Sterblichkeit konfrontiert, mit jener Auflösung, die der Ekel evoziert. Die Abwehr mag in Genuss umschlagen, der Betrachter sich zum Voyeur wandeln. Oder er empfindet, sich selbst sicher wählend, Mitleid für die Gesehene Gräueltat, wo nicht Empörung oder gar Rachegeleüste. Die Läuterung der Gefühle, die aus dem Ekel entspringen kann, meint aber immer das eigene Selbst. Der genaue Blick auf das Gesehene bewirkt die Unmittelbarkeit der Affektion; und sie intensiviert sich, weil das Betrachtete für real gilt.

Peirce unterscheidet in seiner Semiotik bekanntlich zwischen drei Klassen von Zeichen: Index, Ikon und Symbol. Ein Ikon bietet eine Transformation des Wirklichen, die auf Ähnlichkeit beruht. Im Gemälde oder in der Skulptur haben wir Annäherungen an die Wirklichkeit, auch wenn diese allegorisch überformt sein mag; in jedem Fall aber keine punktgenaue Übertragung. Das lässt, ganz einfach, das Verfahren des Ikons nicht zu. Das Symbol hingegen gründet auf Konvention, stiftet also willkürliche Beziehungen. Wir erkennen hier Saussures Arbitrarität der Sprache wieder.<sup>8</sup> Bezeichnung und Bezeichnetes werden durch einen Akt der kollektiven Dressur aufeinander bezogen;<sup>9</sup> sonst verbindet sie nichts. Ganz anders der Index: Hier existiert eine kausale Verbindung zwischen Objekt und Zeichen; und diese ist physisch legitimiert. Fotografien entsprechen Punkt für Punkt dem Original, das sie darstellen, nur gestaucht in die Zweidimensionalität. Ihr Verfahren zwingt sie zur Genauigkeit.<sup>10</sup>

<sup>8</sup> Ferdinand de Saussure: Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft [1906–1911; 1916, 21922]. Hg. v. Charles Bally und Albert Sechehaye. Unter Mitw. v. Albert Riedlinger übers. v. Herman Lommel. 2. Aufl., mit e. Nachw. v. Peter v. Polenz. Berlin 1967, S. 79–82.

<sup>9</sup> Vgl. Roland Barthes: Elemente der Semiologie [1965]. Übers. v. Eva Moldenhauer. Frankfurt/M. 1983, S. 13. Die *langue* „ist im Wesen ein kollektiver Vertrag, dem man sich [...] rückhaltlos unterwerfen muß“.

<sup>10</sup> Vgl. Peter Lunenfeld: Digitale Fotografie. Das dubitative Bild. In: Paradigma Fotografie. Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters. Hg. v. Herta Wolf. Frankfurt/M. 2002, S. 158–172, hier insb. S. 166 f.

Diese Direktheit verschwindet interessanterweise nicht, obgleich sich das Paradigma der Fotografie genau an diesem Punkt der rein physikalischen Beglaubigung inzwischen selbst aufgelöst hat, das fotografische Zeitalter also durch die Digitalisierung selbst zu Ende zu gehen scheint. Man hat gar von der Entropie der Fotografie gesprochen, von einem unhintergehbaren epistemologischen Bruch.<sup>11</sup> Dennoch halten wir Fotografien zunächst, immer noch, für wahr. Der Sinngehalt des „Es-ist-so-gewesen“, der seit der Entdeckung der Lichtempfindlichkeit von Silbersalzen den Fotografien anhaftet,<sup>12</sup> ist selbst vom „dubitativen“ Digitalbild nicht völlig zerstört worden. Was immer man durch die Möglichkeiten der Bildbearbeitung in Zweifel ziehen mag: Es sind bewusste Verfälschungen, die den Wahrheitsanspruch unterminieren, nicht das Verfahren selbst. Es bedarf der absichtlichen Irreführung, um das Vertrauen in die indexikalische Abbildbarkeit zu erschüttern. Die Täuschung indes ist älter als die Digitalisierung, mit der Wirkliches vollkommen retouchiert werden kann. Opfer ‚wechseln‘ die Fronten, je nachdem wer sie interpretiert, wer die Bildunterschriften liefert.

### III. Inszenierung der Betrachtung: *Brandstätten*

Die Bilder, die Jörg Friedrich in dem Band *Brandstätten. Der Anblick des Bombenkriegs* zusammengestellt hat, machen sich das Bewusstsein der Umdefinierung zu eigen, ohne das zuzugeben.<sup>13</sup> Das Kapitel *Bergung* zeigt das Leiden der Kreatur: menschliche, aber auch tierische Körper in unsäglichen Verstümmelungen. Und alle diese Bilder des „deutschen Leides“, das zeigen allein die Reaktionen der Presse,<sup>14</sup> scheinen ein Urbild zu haben: den Holocaust. Man empfindet mit den Opfern, weil alles Leiden der Kreatur Anspruch auf unser ungeteiltes Mitempfinden erhebt. Und doch stört an den Bildern genau der Vergleich, der sich aufdrängt und durch das Schockerlebnis der Bilder aus den KZ von 1945 vorstruk-

<sup>11</sup> So Wolfgang Hagen: Die Entropie der Fotografie. Skizzen zu einer Genealogie der digital-elektronischen Bildaufzeichnung. In: *Paradigma Fotografie*. Hg. Wolf (Anm. 10), S. 195–235, insb. S. 234 f.

<sup>12</sup> Die Formulierung von Barthes: Die helle Kammer (Anm. 4), S. 91. Vgl. Hagen: Die Entropie der Fotografie (Anm. 11), S. 232 f.

<sup>13</sup> Jörg Friedrich: *Brandstätten. Der Anblick des Bombenkriegs*. O. O. [Berlin] 2003.

<sup>14</sup> So bereits ein Fernsehbericht in *Titel, Thesen, Temperamente*, darauf, auf die anschließende Diskussion und das Buch selbst bezogen zahlreiche Beiträge (Kellerhoff: *Welt* vom 16. 10. 2003; Raulff: *SZ* vom 18. 10. 2003; Platthaus: *FAZ* vom 24. 10. 2003; Schoeps: *Welt* vom 24. 10. 2003; Benz: *Welt* vom 27. 10. 2003; Günther: *NZZ* vom 3. 11. 2003; Dietz: *Der Spiegel* vom 8. 12. 2003).

turiert ist. Friedrich betreibt, was Pascal Bruckner die „Viktimisierung“ mit Bezug auf die Wohlstandsgesellschaften genannt hat: und zwar als deutsche Opfergeschichte. Die (bildlichen) Kontexte stiften retrospektiv eine nationale Identität, welche die Täter-/Opferdiskurse relativiert.

Der Band, 240 Seiten stark mit rund 400 Fotografien, ist in zehn Kapitel unterteilt, in deren Mitte die *Bergung* den größten Umfang einnimmt: 68 Bilder auf 48 Seiten. Deutlich spannt sich ein Rahmen darum, der mit dem Anblick deutscher Städte vor dem Bombenkrieg beginnt – *Früher* – und mit den Bildern der Zerstörung und des Wiederaufbaus endet – *Heute* –. Der Verlust soll antizipiert werden und am Ende bestätigt: ob in Hamburg oder Halberstadt, Würzburg oder Ulm, Leipzig oder Magdeburg, Köln oder Bremen. Die ersten Fotografien schwanken zwischen Idylle und Armut, Repräsentation und großstädtischer Geschäftigkeit. Ganz bewusst bildet die Beflaggung mit der Hakenkreuzfahne in Hannover und ein SS-Aufmarsch in Nürnberg (!) den Abschluss der Einleitung. Immer wenn der Betrachter erwartet, hier werde etwas ausgeblendet, erscheint es doch noch. Dann sieht man die Planung und das Gerät des Luftkrieges, so die Bomber B-17, *Flying Fortress* und B-24, *Liberator*, Bombenabwürfe und Detonationen, Lichtkaskaden aus Leuchtbomben und Flakfontänen, schließlich brennende Häuser und abgestürzte Bomberpiloten. Auf *Angriff* folgt *Abwehr*: Friedrich präsentiert Jäger und Flak, Scheinwerferstellungen, Einsätze des Reichsluftschutzbundes, die Bergung von Blindgängern und die Einsätze der Feuerwehr. Das Kapitel *Zuflucht* zeigt Keller, Stollen und Bunker und das Leben in und zwischen ihnen.

Dann folgt die *Bergung*, eben jenes Kapitel, das den größten Nachhall und die heftigste Kritik erfuhr. Soldaten, Sträflinge, KZ-Insassen sind im Einsatz, orten und arbeiten sich vor, mit Hilfsgerät, mit den Händen, um Verschüttete zu befreien oder die Toten zu bergen. Auf 39 Bildern sieht man aufgedunsene, verschmorte, verstümmelte Leichen, Knochen und Asche, Gliedmaßen und Körperteile, Desinfektionen der Menschenreste, Erstickungstote in Kellern, auf Puppengröße geschrumpfte Opfer, die auf Treppen und Straßen von der Hitze eingedampft wurden und die man später in Zinkwannen einsammelte. Zur Identifikation legt man die Verstorbenen in endlos scheinenden Reihen auf die Straße; aus Angst vor Epidemien schichtet man sie auf große Scheiterhaufen, um die verkohlten Leichen zu verbrennen. Wie um abermals einem Einwand zuvorzukommen, zeigen die letzten Bilder die deformierten Körper abgestürzter britischer Bomberbesatzungen, dann Impressionen der deutschen Bombenangriffe auf London, schließlich – als Parallelkonstruktion – sieht man ein polnisches Mädchen um ihre Schwester trauern, die beim Luftangriff auf Warschau 1939

ums Leben kam. Die Gegenseite zeigt, als letztes Bild der *Bergung*, zwei deutsche Schwestern beim Wässern im Garten. Erst die Unterzeile hebt die Idylle auf und informiert, eine der beiden sei kurz vor Kriegsende im Luftangriff auf Paderborn gestorben.

Man hat Friedrich vorgehalten, er stelle keine Kontexte her. Das stimmt so nicht. Es fehlen die großen Bögen, die Schuld und Verantwortung eindeutig den Deutschen zuweisen. Im Wahrnehmungshorizont der Betroffenen ist die Kontextualisierung hingegen ganz schlüssig, ja zu rund. Der Bildband ist exzellent komponiert. Gleich nach den Bildern der *Bergung*, die, wie Ulrich Raulff konstatiert, „Magenkrämpfe verursachen“ können,<sup>15</sup> geht es in die Geschäftigkeit der *Versorgung* über. Der Schutz vor dem Feuer, die Linderung ernster Augenschäden stehen ganz vorne, dann folgt der tägliche Kampf um das Nötigste; um Wasser und Brot, um warmes Essen, schließlich um Entschädigung. Wenn die SA die Bombengeschädigten kistenweise mit Bier beliefert, dann sagen die allzu forsch dreinblickenden Gesichter der „Helfer“ alles. Ein Kapitel *Trümmer* zeigt nur die Zerstörungen am Stein, an Stahlkonstruktionen, Verkehrswegen, privatem Wohnraum: bizarre ‚Letzte Welten‘. *Trümmerleben* setzt Menschen in diesen Schutt, die sich selbst und womöglich andere retten konnten, ihre Habe reduziert auf einen Sack oder Koffer, zudem Bergungsgut, oder was man dafür ansehen kann, am Straßenrand. *Partei* ist das vorletzte, recht kurz gehaltene Kapitel überschrieben, in dem die Repräsentanten des Staates durch Zuspruch und ritualisierte Ehrungen den Unmut abzuwehren suchen. Die Summe bietet das *Heute*: eine Synopse eigentlich von einst und jetzt, die den Verlust profiliert, indem es die Verwüstungen des Wiederaufbaus deutlich ins Bewusstsein rückt.

Jörg Friedrich zeigt mit seinem Arrangement der Bilder, wie die unmittelbare Affektion des Abscheus vor den Gräuelbildern der *Bergung* zu verstehen sein soll: eben nicht als Index – das hieße als Hinweisung auf Wirkliches –, sondern in rhetorischer Transgression. Die Verstümmelungen der einzelnen Körper sind, wie die Synekdoche, ein *pars pro toto*; verstümmelt ist der Volkskörper. Und diesen Verlust soll man unmittelbar empfinden wie den Verlust der einzelnen, konkreten, individuellen Person. Erst diese rhetorische Zumutung macht das Buch, das in vielem beachtlich, ja aufrüttelnd ist, unwahr.

<sup>15</sup> Ulrich Raulff: Vom Bombenhammer erschlagen. Der Feuersturm als Bildersturm. In: Süddeutsche Zeitung vom 18. 10. 2003.

#### IV. Vom leidenden Ich zur Volksseele: *Der Brand*

Bei Lichte besehen, war das schon das Konzept von *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940 – 1945*. Scheinbar ging es auch dort um Intensitäten. Im Kapitel *Ich* entfaltet der Text, was normalerweise ausgeklammert bleibt in sachlicher Historiografie: das Leiden und insbesondere das Leidempfinden einzelner. Als Pendant zur Affektion des Rezipienten in der Bildbetrachtung wird hier der Eindruck selbst zum Thema, und zwar an einem universalen, prototypischen Brandopfer. Wider alle wissenschaftliche Konvention etabliert Friedrich einen Ich-Erzähler, identifiziert sich mit dem Leiden anderer, wird selbst zu diesem „Ich“.<sup>16</sup> Der Leser erlebt in der Vorstellung, wie die Sensorik sich verändert unter dem Eindruck des Bombardements, wie Zeitbewusstsein und Realzeit auseinander klaffen, die Empfindungen abstumpfen und dieses „Ich“ sich verpanzert unter dem Druck des Erlebten.<sup>17</sup>

Mit dem Rauschen des Abwurfs beginnt das Entsetzen. Der Angriff wirkt auf alle Sinne ein. Die Nase erfäßt Brand- und Geruchsgase, und die Haut spürt die Temperatur und den Luftstrom, den Anstieg der Glut, den Wind, der sie herträgt. Die Gefäße schließlich nehmen die Druckwellen auf oder sie zerspringen, der Sog zerrt die Kleidung vom Leib. (DB 495)

Die erste Angst muss abgemildert werden. Deshalb wird der Bombenkrieg nicht im strengen Sinne *erlebt*. „Die Reduktion der Anteilnahme, verknüpft mit tüchtigem Zupacken, half ihn überstehen.“ (DB 504) Wie bei einer Betäubung scheint der Schmerz nicht beseitigt, sondern nur nicht wahrgenommen. (DB 505) „Das Erforderliche vollbringe ich wie außerhalb meiner selbst. Die Empfindungshaut ist dagegen taub.“ (DB 502)

Genau analog zu diesem Idealsubjekt des Leidens verhält sich die Stadt Hamburg, die in den Juliangriffen 1943 40.000 Tote zu beklagen hat: „Chiffren des Äußersten“, so Friedrich, „was Waffengewalt der Kreatur zufügte. Nicht wegen der Ströme vergossenen Blutes, sondern der Art wegen, in der Lebewesen von der Welt getilgt wurden mit einem tödlichen Hauch.“ (DB 193) Der Autor zitiert gleich anschließend eine anatomische Beschreibung:

Leiche eines Jünglings von schätzungsweise sechzehn Jahren. Fechterstellung des rechten Armes, völlig unbekleidet auf der Straße auf dem Rücken liegend. Die Kopfhare versengt,

<sup>16</sup> Jörg Friedrich: *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940 – 1945*. O. O. [München] 2002, S. 502. Im Folgenden als Sigle DB, Seitenzahl. Kommentare und Mehrfachverweise weiterhin in den Fußnoten.

<sup>17</sup> Ebd., S. 496, 498, 503.

die Haut der Füße verkohlt, ferner Kinn und Nasenspitze eingetrocknet und verbrannt. Oberflächliche Verkohlung auf der Streckseite der Hände. Hautfarbe rötlich bräunlich. Muskulatur des Rumpfes wie gekocht erscheinend. Zungenoberfläche trocken und bräunlich. Die Lungen gebläht, voluminös, schwer. Im rechten Herzen reichlich eingedicktes Blut. Das linke Herz leer, Leber hart, Milz zerflossen. Zwischen harter Hirnhaut und Schädeldach große Mengen eingedickter, schmierig breiiger rötlicher Massen. Schnitte durch Groß- und Kleinhirn ohne Nachweis von freien Blutungen und pathologischen Veränderungen. [...] Beurteilung: Der Jüngling ist lebend auf der Straße verbrannt. (DB 193 f.)

Die Daseinswelt, sagt Friedrich, werde im Feuersturm entzogen; der Planet sei mit sich nicht mehr identisch, seine Atmosphäre ausgetauscht und lebensfeindlich. Die Interruption des erfahrenen Grauens hält nicht nur für die Betroffenen die Uhr an; Hamburg ist ein Fanal, eine „Unterbrechung der Welt“. (DB 7, 194) Die Schilderung greift nicht zufällig aus auf das Inventar der *Apokalypse*. Wie das Einzelschicksal ausgedehnt wird auf die Stadt, so das je individuelle Bombardement auf die gesamte Nation, ja das Kulturvolk der Deutschen. Mit den Bauten und Gedenkstätten, mit den Bildern und Bibliotheken verschwindet für Friedrich eine Seele des Deutschtums, auch wenn er das nicht so nennt. Die Zerstörung reicht aus der Zeitlosigkeit des Erlebniseindrucks bis in die Geschichte zurück. Der Brand, so soll suggeriert werden, zerrüttet von Grund auf.<sup>18</sup>

## V. Von den Rändern des Vorstellungsvermögens: *Der Untergang*

„Sprechen ist eine Übersetzung“, schreibt Friedrich; „die Gewalt dieser Sinneseindrücke ist aber unübersetzbar“. (DB 497) Die Fotografien des Bildbandes sollten deshalb überbieten, was Friedrich in *Der Brand* historiografisch erzählen konnte.<sup>19</sup> Die erste literarische Reaktion auf die Erfahrung des Bombenkrieges war bekanntlich anders. Statt auf Unmittelbarkeit zu setzen, hielt Hans Erich Nossack das Geschehen auf Distanz. Sein autobiografischer Bericht *Der Untergang. Hamburg 1943* nutzt dazu den Zufall. Der Ich-Erzähler befindet sich 15 Kilometer südlich der Stadt, in einem Heidedorf, als Hamburg in Flammen aufgeht. So erlebt er zunächst als Zuschauer, was „alle menschliche Vorstellungs-

<sup>18</sup> Vgl. ebd., hier das Kapitel: Stein, S. 517–539.

<sup>19</sup> Friedrich: Brandstätten (Anm. 13), S. 239: „Ich habe nach Bildern gesucht, die erzählen, was Worterzählungen übersteigt“.

kraft“ übersteigt.<sup>20</sup> Er schildert die Katastrophe von den Rändern her.<sup>21</sup> „Der Nordhimmel war rot wie nach Sonnenuntergang“. (U 20) Immer wieder scheitert Nossack, das Gesehene in Worte des Vorstellungsvermögens zu fassen; „vor Entsetzen konnte man einzelnes nicht mehr wahrnehmen“. (U 22) Es ist nur noch „unvorstellbar grauenhaft“, „unbegreiflich“, und erscheint wie ein böser Traum.<sup>22</sup> „Der Abgrund war ganz nah neben uns, ja, vielleicht unter uns, und wir schwebten nur durch irgendeine Gnade darüberhin.“ (U 58) Alles ist fremd geworden in dieser Stadt: „Was uns umgab, erinnerte in keiner Weise an das Verlorene. Es hatte nichts damit zu tun. Es war etwas anderes, es war das Fremde, es war das eigentlich Nicht-Mögliche.“<sup>23</sup> Man ist aus der Zeit gefallen, selbst wie die Toten.<sup>24</sup> „Wir sind gegenwärtig geworden, wir haben uns aus der Zeit gelöst.“ (U 138) Doch dann gerät auch Nossacks Erzähler in die Unmittelbarkeit der Ekel-Affektion. In abgesperrten Stadtteilen arbeiten „Zuchthäusler in gestreiften Anzügen“ an der Bergung der Toten. Aber schlimmer als die Verbrennungen, von denen man sich erzählte, war die „Wirklichkeit“:

Sie konnten vor Fliegen nicht in die Keller [zu den Toten] gelangen, sie glitschten auf dem Boden aus vor fingerlangen Maden, und die Flammen mußten ihnen einen Weg bahnen zu denen, die durch Flammen ungekommen waren. / Ratten und Fliegen beherrschten die Stadt. Frech und fett tummelten sich die Ratten auf den Straßen. Aber noch ekelhafter waren die Fliegen. Große, grünschillernde, wie man sie nie gesehen hatte. Klumpenweise wälzten sie sich auf dem Pflaster, saßen an den Mauerresten sich begattend übereinander und wärmten sich müde und satt an den Splittern der Fensterscheiben. (U 99 f.)

## VI. Simultanität der Sensationen: *Die Vergeltung*

Gert Ledigs Roman *Die Vergeltung* sucht durch fingierte Gleichzeitigkeit im Erzählvorgang nach der Unmittelbarkeit der Empfindungen. Hatte Nossack seinen Bericht bereits im November 1943 zu Papier gebracht, also nur vier Monate nach der Katastrophe von Hamburg, so schreibt Ledig aus der zeitlichen

<sup>20</sup> Hans Erich Nossack: *Der Untergang*. Hamburg 1943 [1948]. Fotos von Erich Andres. Hamburg 1993, S. 21. Im Folgenden als Sigle U, Seitenzahl. Kommentare und Mehrfachverweise weiterhin in den Fußnoten.

<sup>21</sup> Ebd., S. 143. Zitat aus dem Nachwort von Erich Lüth, mit Bezug auf die Laudatio von Siegfried Lenz auf Nossack.

<sup>22</sup> Ebd., S. 7, erneut S. 27, 108, 28; siehe auch S. 132: „unvorstellbar“.

<sup>23</sup> Ebd., S. 68, vgl. S. 72: „In Gegenden, die ich zu kennen glaubte, habe ich mich völlig verirrt.“

<sup>24</sup> Ebd., S. 59, 98.

Distanz von mehr als zehn Jahren nach Kriegsende und konstruiert einen fiktionalen Ort, in dem ein breiter Querschnitt der Gesellschaft agiert.<sup>25</sup> Erzählzeit und erzählte Zeit klaffen weit auseinander. Zweihundert Seiten Text spiegeln Vorgänge im Juli 1944, die von 13.01 bis 14.10 Uhr Mitteleuropäischer Zeit andauern. Die Handlung wird nicht etwa zeitlich gedehnt, sondern zerfällt in die Simultaneität der parallelen Ereignisse und springt zwischen den isolierten Fragmenten des Erzählens hin und her. Erst sukzessive erschließen sich Handlungsmuster und Personen, gewinnen die Teile eines Mosaiks Zusammenhang und Plastizität. Wie Gedenktafeln – oder wie Aussagen vor Gericht – sind Lebensläufe der Figuren als intermittierende Elemente zwischengeschaltet. Sie durchbrechen die Chronologie der Ereignisse in ihrer Parallelmontage, bieten den Rückzugspunkt der Retrospektive und aus dieser Distanz die Möglichkeit der Reflexion. Sog dagegen entwickeln die schnellen Abfolgen der Handlungssequenzen innerhalb des Bombardements und der darin agierenden Figuren: als Suchende, Flüchtende, Verzweifelte.

Die Besetzung eines Bombers, die zunächst noch oben und unten, Angreifer und Angegriffene sauberlich trennte, fällt in das von ihr selbst initiierte Inferno, (V 48) wird Teil der Zerstörung und ihr Opfer. Lakonik der Beschreibung und Intensivierung der Sensationen, die auf wehrlose Körper einwirken, das ist die Mischung, mit der Ledig die Fiktion des Authentischen suggeriert: etwa am Beispiel des Sergeanten Jonathan Strenchen, der als einziger den Flugzeugabsturz überlebt. Im Moment des freien Falls nach unten gibt es „keine Bilder der Vergangenheit, keine Gedanken an die Zukunft. Es gab nur einen Körper, der durch die Luft flog“. Wie ein Automat meldet sich das Sensorium, funktioniert das Zusammenspiel von Nerven und Großhirn, Bewusstheit und Angst. (V 50) Der US-Soldat überlebt, um wahnsinnig zu werden und von den Bombardierten gedemütigt.<sup>26</sup> Opfer wandeln sich zu sadistischen Tätern, betreiben Lynchjustiz und rächen sich in der bis zur „Wollust“ getriebenen Erniedrigung<sup>27</sup> für die Zerstörungen um sie her.

Szenenwechsel: Einem Ladeschützen reißt es die Nase weg; (V 68 f.) ein Eisenträger zerquetscht einem Priester die Beine: Beide spüren nichts; der Schmerz bleibt „gefühllos“. (V 85) Durch einen Zufall kommen zwei Verschüttete, Mann und Frau, übereinander zu liegen, fast ohne Bewegungsmöglichkeiten. Dennoch

<sup>25</sup> Gert Ledig: *Vergeltung*. Roman [1956]. Mit einem Nachwort von Volker Hage. Frankfurt/M. 1999. Im Folgenden als Sigle V, Seitenzahl. Mehrfachverweise weiterhin in den Fußnoten.

<sup>26</sup> Ebd., S. 130 f., 186–188.

<sup>27</sup> Ebd., S. 186–188, hier insb. S. 188.

nutzt der Mann die Situation und vergewaltigt die Wehrlose: „Wärme drang auf sie ein. Ekel stieg in ihr auf bis zum Mund.“ Die Frau übergibt sich; der Mann lässt sich davon nicht abhalten. „Alles vermischte sich: Schmerz, Ekel, Abscheu. Sie dachte nichts mehr. [...] Die Luft roch nach Exkreten. [...] Über ihr gurgelte er wie ein Tier.“ (V 122) Wieder ein anderer Schauplatz: Ein Truppführer fällt in den „flüssigen Asphalt“:

Es zischte. Der Teer warf Blasen. Von Schmerzen gepeinigt, wälzte er sich als schwarzer Klumpen in zäher Masse. Er schrie nicht, kämpfte nicht. Seine Bewegungen dirigierte die Hitze. Sie krümmte ihn zusammen, warf seinen Kopf hoch. [...] Er glich keinem Menschen mehr, er glich einem Krebs. Er starb nicht nach einer Todesart, die bereits erfunden war. Er wurde gegrillt. (V 127 f.)

Mord und improvisiertes Standgericht, Selbsttötung und Folterungen lösen einander in einem irrwitzigen Reigen ab. Die Hitze umgibt und verschlingt alles: „Feuer war rings um ihn. In seinem Gehirn, vor seinen Augen, unter der Haut.“ Außenwelt und Innenwelt zerschmelzen, „Vernichtung raste überall“. (V 156 f.) Phosphor prasselt, Fleisch knackt. (V 160) „Eine Stunde genügte, und das Grauen triumphierte“, resümiert der Roman. „Nach der siebzigsten Minute wurde weiter gebombt. Die Vergeltung verrichtete ihre Arbeit. Sie war unaufhaltsam. Nur das Jüngste Gericht. Das war sie nicht.“ (V 199) Ledig konstruiert und schafft sich in der erzählerischen Komposition, die stets transparent bleibt, Abstand zu den Affektionen, die er immer wieder generiert. Dennoch bieten die geschilderten Gräueltaten den Fokus der narrativen Chronologie. Das Sensorische triumphiert über die Dokumentation der totalen Zerstörung.

## VII. Logik der Gefühle: *Der Luftangriff auf Halberstadt*

Ganz anders, erkenntnis-, nicht erfahrungsorientiert, operiert die fiktional-dokumentarische Erzählweise Alexander Kluges in *Luftangriff auf Halberstadt am 8. April 1945*. Generell erzeugt Geschriebenes die Distanz des urteilenden Abwägens. Aber in der per se distanzierteren Lesehaltung wird durch den Akt des Lesens andererseits eine Veränderung im rezipierenden Subjekt bewirkt, die, wie Wolfgang Iser dargelegt hat, dieses selber umgestaltet. Der Schrecken als Lektüre ist gegeben nur in der „Präsenz des Vorgestellten“.<sup>28</sup> Damit wird er Erfahrungswirk-

<sup>28</sup> Wolfgang Iser: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung* [1976]. München 21984, insb. S. 219–256.

lichkeit und also ‚real‘. Das Vorstellen substituiert die Unmittelbarkeit der Affektion, wirkt wie ihr mentales *simulacrum*.<sup>29</sup> Aber es ist unpräzise, vor allem dort, wo die Vergleichsdaten fehlen zum eigenen Erlebten. Darum ist beim Bombenkrieg immer stereotyp zu lesen, die Gräueltaten überstiegen jedes Vorstellungsvermögen. Es ist sogar häufig Teil der Inszenierung von Unmittelbarkeit, dieses wieder und wieder zu betonen.

Kluge hingegen balanciert Vorstellen und Reflexion geschickt aus. Logik und Gefühl gehören zueinander. Der Luftangriff wird in seiner Darstellung ein intelligibler Akt. Es ist nicht etwa die Distanz des existenziell Geworfenen, wie bei Nossack, die von falscher Unmittelbarkeit abrücken soll, sondern die der aufgeklärten Rationalität. Das ist umso beachtlicher, als Kluge die Kritik der instrumentellen Vernunft teilt, die Horkheimer und Adorno mit ihrer *Dialektik der Aufklärung* vorgebracht haben. Wie Ledig entwirft er eine Totalität der Szenerie, beschränkt auf eineinhalb Stunden. Wie bei Nossack, bei Ledig und Friedrich fallen den jeweiligen Protagonisten Uhrzeit „und die sinnliche Verarbeitung der Zeit [...] auseinander“.<sup>30</sup> Aber Kluge zielt nie auf Überwältigung: ganz im Gegenteil. So unvermittelt „ein Stück Rauchhimmel“ sichtbar wird im Kino „Capitol“, weil eine Sprengbombe „das Haus geöffnet“ hat, so sachlich, ja unterkühlt bleibt die Sprache. Die „Erschütterungen“ des Spielfilms „Heimkehr“ werden durch die Realität überboten. Weil die Metapher aber wirklich wird, scheint die Szene ironisch gebrochen. Frau Schrader, die Kinobesitzerin, sieht die Häuser ringsum brennen; „wie Fackeln“, fällt ihr dazu ein. „Sie suchte nach einem besseren Ausdruck für das, was sie so genau sah.“ (LH 27 f.) Im Keller liegen Tote, „mit einem Strahl Heizwasser übergossen. Frau Schrader wollte wenigstens hier Ordnung schaffen, legte die gekochten und – entweder durch diesen Vorgang oder schon durch die Sprengwirkung – unzusammenhängenden Körperteile in die Waschkessel der Waschküche.“ Dann will sie „an irgendeiner verantwortlichen Stelle Meldung erstatten“.

Frau Schrader rationalisiert und begibt sich an die Arbeit. Sie erlebt, was die anderen Narrationen und der Bildband gleichermaßen als Unmittelbarkeit inszenierten, aber der Text lässt es sie anders verarbeiten. Das Gleiche gilt für die anschließende Bergung von Leichen: „Was dieser Arbeitsgang nach Ausgraben

<sup>29</sup> Den Begriff verwendet Roland Barthes für die rekonstruktive Arbeit des Strukturalisten. Vgl. ders.: Die strukturalistische Tätigkeit. Übers. v. Eva Moldenhauer. In: Kursbuch Nr. 5 (1966), S. 190–196.

<sup>30</sup> Alexander Kluge: Der Luftangriff auf Halberstadt am 8. April 1945 [1977]. In ders.: Chronik der Gefühle. Bd. II. Lebensläufe, S. 27–82, hier S. 42. Im Folgenden als Sigle LH, Seitenzahl.

und sortieren weiter nützen sollte, war schleierhaft.“ (LH 29) Die Figuren sind handlungsorientiert, fragen nach Zweckmäßigkeiten, passen ihre Emotionen den Anforderungen an. Der Text klingt an verschiedenen Stellen nahezu amtlich in seinem Berichtston, durchbrochen nur durch die zeitbedingten Redewendungen seiner Protagonisten. So gewinnen Frau Zacke und Frau Arnold, die Turmbeobachterinnen, doch Prägnanz. (LH 35–37) Distanzierung der Anrede und Zeichnung der Figur erzeugen ein eigenwilliges Spannungsverhältnis. Gerda Baethe, eine Frau mit drei Kindern, versammelt innerhalb von Sekunden „Leitsätze einer ‚Strategie von unten‘“, um sich den Sprengkörpern gegenüber richtig zu verhalten. „Es war wenigstens so, daß Gerdas Truppe nicht in alle Winde auseinanderfetzte, sondern Hautberührung suchte.“ (LH 43 f.)

Die höheren Planungsstäbe und der Bomberpulk, etwa 200 Maschinen, nur 2000 Meter über der Stadt, haben ihre „Strategie von oben“. (LH 48) Schaubilder und Grafiken verdeutlichen das. (LH 52 f., 57 f.) Die Rationalitätsstrukturen aber sind gleich. Die Bombe ist eine „Ware“, die abgeliefert werden muss. „Es sind ja teure Sachen. Man kann das praktisch auch nicht auf die Berge oder das freie Feld hinschmeißen, nachdem es mit viel Arbeitskraft zu Hause hergestellt ist.“ Alles hat planmäßig zu verlaufen, eine „vernünftige Angriffslinie“ muss gefunden, die Würfe dürfen nicht „verkleckert“ werden, sagt Brigadier Anderson rückblickend im Interview. (LH 61, 59) Bombardierung, auch das *moral-bombing*, folgt einer Logik der Optimierung. In Halberstadt ist sie geglückt; auch wenn die Feuerwehren, durch die Flächenbrände in Hamburg, Darmstadt und Köln, „fachlich gewachsen“ sind. (LH 77) Auf die Frage der NZZ: „Bombardieren Sie aus Moral oder bombardieren Sie die Moral?“ antwortet der Stabsoffizier Williams: „Wir bombardieren die Moral. Der Widerstandsgeist muß aus der gegebenen Bevölkerung durch Zerstörung der Stadt entfernt werden.“ (LH 65) Nur zwei Monate später kann der Erfolg dieser Strategie verzeichnet werden. Eine Fragebogenaktion unter den Betroffenen ergibt ein erstaunliches Bild. 82% der Befragten würden gern in die USA auswandern: „Hatten wir uns Freunde unserer Nation herangebombt?“, fragt man sich verblüfft. An das Geschehene zumindest will sich keiner mehr erinnern; gerade dann nicht, wenn die- oder derjenige unmittelbar betroffen war. Eine Befragte schreibt: „An einem gewissen Punkt der Grausamkeit angekommen, ist es schon gleich, wer sie begangen hat: sie soll nur aufhören.“ (LH 80–82)



## Hefreihe

- Heft 1:  
Bürgerbewegung und politische Kultur.  
Zwischenbilanz einer Regionalstudie über das Neue Forum Rostock.  
Lothar Probst (Juni 1991) - vergriffen -
- Heft 2:  
DDR-Literatur und Literaturwissenschaft. Zwei kritische Bilanzen.  
Klaus Städtke / Wolfgang Emmerich (Juni 1992) - vergriffen -  
Als PDF-Datei herunterladen (150 kb).
- Heft 3:  
Ästhetische Modernisierung in der DDR-Literatur.  
Zu Texten Volker Brauns aus den achtziger Jahren.  
Wilfried Grauert (November 1992) - vergriffen -  
Als PDF-Datei herunterladen (156 kb).
- Heft 4:  
Intellektuellen-Status und intellektuelle Kontroversen im Kontext der Wiedervereinigung.  
Wolfgang Emmerich / Lothar Probst (November 1993)  
abstract - Als PDF-Datei herunterladen (113 kb). Jetzt per e-mail bestellen.
- Heft 5:  
Interviewliteratur zum Leben in der DDR.  
Das narrative Interview als biographisch-soziales Zeugnis zwischen Wissenschaft und Literatur.  
Hans Joachim Schröder (Dezember 1993) - vergriffen -  
abstract - Als PDF-Datei herunterladen (208 kb).
- Heft 6:  
Politische Mythen und symbolische Verständigung.  
Zwischenergebnisse einer Lokalstudie über die rechtspopulistische DVU in Bremen.  
Lothar Probst (Oktober 1994)  
Jetzt per e-mail bestellen.
- Heft 7:  
Zwischen Verweigerung und Etablierung.  
Eigenständige Räume der bildenden Kunst in der DDR der achtziger Jahre.  
Frank Eckart (November 1995)  
abstract - Als PDF-Datei herunterladen (145 kb). Jetzt per e-mail bestellen.
- Heft 8:  
Schkona, Schwedt und Schwarze Pumpe.  
Zur DDR-Literatur im Zeitalter der wissenschaftlichen-technischen Revolution (1955-1971).  
Carl Wege (Februar 1996)  
abstract - Als PDF-Datei herunterladen (139 kb). Jetzt per e-mail bestellen.
- Heft 9:  
Zwei Klassikerinnen der Interviewliteratur: Sarah Kirsch und Maxie Wander.  
Hans Joachim Schröder (Juli 1996)  
abstract - Als PDF-Datei herunterladen (198 kb). Jetzt per e-mail bestellen.

## Hefreihe

Heft 10: Wer ist die PDS? Zwei Beiträge zu Programm und Profil einer postkommunistischen Partei.  
Dirk Rohtus, Delf Kröger, Lothar Probst, Jörn Rollfinke, Peter Tänzer (Dezember 1996)

Heft 11:  
Junge deutsche Dichter über deutsche Dinge nach der Wende 1989.  
Cordula Stenger (Dezember 1997)  
abstract - Als PDF-Datei herunterladen (154 kb). Jetzt per e-mail bestellen.

Heft 12:  
Sybille - eine Soziobiografie. Annäherung an jugendliches Leben in Ostdeutschland.  
Regina Kröplin (Januar 1998)  
abstract - Als PDF-Datei herunterladen (141 kb). Jetzt per e-mail bestellen.

Heft 13:  
Hans Joachim Schädlich. Zwei Studien, ein Gespräch.  
Wolfgang Müller (Februar 1999)  
abstract - Als PDF-Datei herunterladen (225 kb). Jetzt per e-mail bestellen.

Heft 14:  
Sprachgewand(t). Sprachkritische Schreibweisen in der DDR-Lyrik.  
Von Bert Papenfuß-Gorek und  
Stefan Döring, Ilona Schäkel (November 1999)  
PDF-Datei herunterladen (276 kb). Jetzt per e-mail bestellen.

Heft 15:  
Anders sein – echt sein.  
Zur Attraktivität des versehrten Körpers in der jungen deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.  
Claudia Wittrock (Oktober 2000)  
Als PDF-Datei herunterladen (386 kb). Jetzt per e-mail bestellen.

Heft 16:  
Shoah, Nationalsozialismus und deutsches Leid.  
Zur Transformation des Erlebten in Autobiografie und Roman,  
in Fotografie und Geschichtsschreibung.  
Heinz-Peter Preußner (September 2004)  
abstract - Als PDF-Datei herunterladen (115 kb). Jetzt per e-mail bestellen.

### **In Vorbereitung**

Heft 17:  
Let me entertain you!  
Die Inszenierung der Popliteratur im Literaturbetrieb der Gegenwart.  
Konstanze Maria Kendel (voraussichtlich November 2004)

Heft 18:  
1990 – 2002, 12 Jahre nach der Wende.  
Wie hat sich die ost- und westdeutsche Mentalität und Literatur entwickelt?  
Wolfgang Emmerich / Lothar Probst (voraussichtlich Dezember 2004)